



## Der Parteitag in Stuttgart.

Von  
Georg Ledebour.  
(Berlin.)

Ein jeder Parteitag der deutschen Sozialdemokratie muss Stellung zu den Tagesfragen nehmen in doppelter Weise. Er hat einmal den Standpunkt der Partei zu präzisiren gegenüber der Aussenwelt, gegenüber den Feinden, und er muss gleichzeitig die innerhalb der Partei auftauchenden Meinungsverschiedenheiten zur Klärung zu bringen, womöglich einen befriedigenden Abschluss für sie zu finden suchen. Es lässt sich nicht sagen, die eine Aufgabe sei wichtiger als die andere; nothwendig sind sie beide, häufig sind sie in diesem und jenem Punkte mit einander verquickt. Treten doch die Meinungsverschiedenheiten über die Taktik zu Tage, wenn wir Stellung zu nehmen haben im fortlaufenden Fluss des öffentlichen Lebens.

Mit dem Anwachsen der sozialistischen Bewegung wächst auch stetig die Angst der gegnerischen Gesellschaftsmächte. Die aus dieser Angst hervorgehenden Bedrohungen des Proletariats liefern uns beständig dringende Anlässe zu ebenso einmüthigen wie wuchtigen Kundgebungen, in denen unsere Grundsätze zur Bethätigung kommen, sei es in der Abwehr gegnerischer Angriffe, sei es in der Betreibung positiver Forderungen. So ist denn auch der Stuttgarter Parteitag der freudigen Zustimmung der gesammten Parteigenossen gewiss bei den Protesten gegen das in Deutschland geplante Zuchthausgesetz, gegen die barbarischen Arbeiterbedrückungen in Ungarn und Italien wie gegen die Attentatsfruktifizirungsgelüste der internationalen Reaktion. Und nicht minder ist der Beschluss zu Gunsten eines zeitgemässen Bergarbeiterschutzes ein werthvoller Schritt vorwärts auf unserer Bahn.

Aber auch die lebhaften Auseinandersetzungen über die Taktik der Partei, die sich wie ein rother Faden durch verschiedene Verhandlungsabschnitte hindurchzogen, können der Parteientwicklung nur erspriesslich sein. Nicht als ob diese Auseinandersetzungen zu einem Abschluss geführt hätten. Auch nicht bei einer einzigen der dabei gestreiften Einzelfragen ist das geschehen. Ein indirekter Beweis dafür liegt in der eigenthümlichen Thatsache, dass die Befürworter der verschiedenen Richtungen, die dabei zu Tage getreten sind, erklären, mit dem Ergebniss durchaus zufrieden zu sein. Es wird allerdings den Freunden der von Bernstein, Auer, Heine, Pëus, Vollmar und Schippel befürworteten Taktik schwer werden, den

allgemeinen Eindruck zu entkräften, dass das Schwergewicht der Gründe auf der anderen Seite zu finden war. Die Nebel sind aber keineswegs völlig zerstreut. Es hat sich herausgestellt, dass viele Parteigenossen auch unter den Mitgliedern des Parteitages sich zu wenig mit den streitigen Fragen beschäftigt hatten, um zu einem selbstständigen Urtheil gelangen zu können. Das ist zum Theil leider die Schuld derjenigen Parteizeitungen, die, wie der Vorwärts, ihren Lesern die erforderliche Information vor-enthalten haben, zum Theil haben aber selbst Theilnehmer des Parteitages, die sich berufen glauben, die Partei zu einer von ihnen für praktisch gehaltenen Politik zu überreden, den Beweis geliefert, dass sie einer gründlicheren Beschäftigung mit den einschlägigen Fragen dringend bedürftig sind. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn der Genosse Heine, dessen merkwürdige Empfehlung einer Kompensationspolitik vor gut einem halben Jahre den Anlass zu lebhaften Erörterungen über taktische Fragen gab, nach der Kautskyschen Rede auf Weiteres verzichtete, weil er „nicht vorbereitet“ sei? Zwar stellt er sich damit so lange ausser Schussweite, bis er erklären wird, nunmehr genügend „vorbereitet“ zu sein. Es ist aber immerhin bedauerlich, dass er nicht früher schon zu jener Einsicht gelangt war.

Nicht minder liefert ein Gr. unterzeichnetes Nachwort des Vorwärts zu den Parteitagsverhandlungen den Beweis für die dringende Nothwendigkeit der weiteren Erörterung dieser Fragen. Genosse Gr. glaubt nämlich in einer Polemik gegen die Leipziger Volkszeitung die bei den Erörterungen über die Taktik hervorgetretenen Auffassungsgegensätze folgendermaassen kennzeichnen zu können:

„Nicht „proletarisch-revolutionär“ und „kleinbürgerlich“ ist die Frage, sondern: Hier „Verelendung und Zusammenbruch“, dort „Aufstieg und Entwicklung“. Die „Rechte“ und die „Linke“ der Partei, wenn man einmal diese keineswegs zutreffenden Benennungen aufheben will, beide stehen durchaus auf proletarischem Boden. Der Gegensatz — der übrigens nirgends voll zum Ausdruck kommt, sondern sich in vielen Abstufungen zeigt — hat seinen tiefsten Grund vielmehr darin, dass Arbeiterschichten, welche eine Besserung ihrer Lage in der verflorbenen Zeit erzielt haben und eine weitere Besserung auch fürderhin trotz der Herrschaft des Kapitalismus erhoffen, geneigt sind, die praktische Thätigkeit, sei es gewerkschaftliche, sei es politische, höher zu bewerten, als Arbeiterschichten, welche immer mehr verelenden oder doch nicht aufwärts dringen und deshalb an einer Hebung ihrer Lage unter dem Kapitalismus überhaupt verzweifeln und Alles von dem grossen Tage des erlösenden Sozialismus erwarten. Gerade eine grossindustrielle Arbeiterklasse, welche mit dem Fortschritt des Kapitalismus selbst fortzuschreiten vermag, wird eher zur praktischen Thätigkeit neigen, als etwa die hausindustriellen Arbeiter, die keine Aussicht auf baldige Linderung ihrer Leiden sehen.“

Das wurde nach dem Parteitag geschrieben von einem Theilnehmer an den Verhandlungen, trotzdem in den voraufgegangenen Presserörterungen wie im Laufe der Parteitagerörterungen selbst ähnliche von Bernstein und anderen Genossen vorgebrachten Auslegungen durch die Befürworter der sogenannten revolutionären Taktik entschieden zurückgewiesen worden sind. Die grossindustriellen Arbeiterschichten, die an der Hebung ihrer Lage praktisch arbeiten, sind auch gleichzeitig die Anhänger einer revolutionären Taktik innerhalb der Partei. Sollte es wirklich einige Sozialdemokraten geben, die ihre Hoffnungen auf einen Umschwung der Verhältnisse infolge einer fortschreitenden „Verelendung“ der Massen setzen, so sind sie jedenfalls ganz vereinzelt und einflusslos. An dem

„Aufstieg“ des Volkes und der „Entwicklung“ der Verhältnisse arbeiten wir Alle. Die sogenannte revolutionäre scheidet sich von der sogenannten opportunistischen<sup>1)</sup> Taktik in Bezug auf die Mittel, die sie zur Beförderung des „Aufstieges“ und der „Entwicklung“ für erlaubt hält. Wir sind der Ansicht, dass die „opportunistischen“ Mittel nicht dazu angethan sind, uns dem Endziel zu nähern: Die Befürworter solcher opportunistischer Mittel werden zu ihren Missgriffen verleitet, weil sie eine zu hohe Meinung von der Stabilität unserer gesellschaftlichen und staatlichen Zustände haben, und weil sie sich die für eine proletarische und revolutionäre Partei gänzlich untauglichen Kampfmittel bürgerlicher Parteien ohne genügende Prüfung zu eigen machen.

Ob die eine oder die andere Taktik richtig ist, muss in jedem Einzelfalle nachgewiesen werden. Durch dieses Bedürfniss ist die Nothwendigkeit fortlaufender Auseinandersetzungen in der Partei über taktische Fragen gegeben. Wir könnten sie garnicht vermeiden, selbst wenn wir wollten. Sie sind aber auch keineswegs ein Unglück, sondern ein Vortheil für die Partei, da an der Hand solcher Erörterungen allein die Parteigenossen zum klaren Verständnis für die Erledigung der Aufgaben der Partei gelangen können. Deshalb ist gerade die Tagespresse zur Pflege derartiger Erörterungen berufen, da aus ihr allein die ganz überwiegende Mehrheit der Parteigenossen Belehrung über öffentliche Dinge und die Aufgaben der Partei schöpft. Dass die Redaktion des Vorwärts auf den unglücklichen Gedanken verfallen konnte, durch Unterdrückung des Meinungs-austausches zu Gunsten der opportunistischen Taktik das Interesse der Partei fördern zu können und auch jetzt der Weisheit letzten Schluss in dem freundlichen Rathe erblickt, nunnmehr in der parteigenössischen Tagespresse die Erörterungen über die Taktik ruhen zu lassen, ist eins jener bedenklichen Symptome der unbewussten Nachahmung der Politikerpraktiken bürgerlicher Parteien. Die Vertuschungs- und Mundtodtmachungstaktik ist ein altes Inventarstück der bürgerlichen Parteien und der bürgerlichen Presse, über die Lassalle einst die Schalen seines Zornes ausgegossen hat, ohne zu ahnen, dass dereinst Leute, die auf seinem Wege zu wandeln glauben, jenen übeln Brauch seiner Gegner sich zu eigen machen würden. Denn ob die Mundtodtmachung und Vertuschung im Interesse der liberalen Sache nothwendig sein soll, wie liberale Politiker sagen, oder im Interesse des Staatswohls, wie die Regierung sagt, oder im Interesse des Parteiwohls, wie die Redaktion des Vorwärts sagt, ist im Prinzip dasselbe und in den Wirkungen auch. Es wird stets die Sache dadurch geschädigt, der man mit der Vertuschung zu nutzen glaubt. Das hat sich sofort an dem Leserkreise des Vorwärts gezeigt. Durch die Vertuschungspraktiken des Zentralorgans ist in Berlin die Apathie unter den Parteigenossen künstlich gezüchtet worden. Während dort, wo die Tagespresse den Auseinandersetzungen über die Taktik ihre Theilnahme geschenkt hat, die Genossen mit lebhaftem Interesse und wohl-vorbereitet den Verhandlungen des Parteitages entgegensehen, war in Berlin in den schlecht besuchten Parteiversammlungen, die dem Parteitage vorauf-

<sup>1)</sup> Die Bezeichnungen revolutionär und opportunistisch gebrauche ich in diesem Zusammenhange nicht, weil ich glaube, dass die Gegensätze durch diese Worte erschöpfend charakterisirt werden, sondern weil man nun einmal zur Erwähnung solcher Gegensätze bestimmter Bezeichnungen bedarf.

gingen, kaum Neigung, sich mit der Frage der Taktik zu befassen. Ebenso hat die verflauende Vorwärts-Taktik dazu mitgewirkt, dass die Partei in Berlin an Werbekraft eingebüsst hat, wie der relative Stimmenrückgang bei den Reichstagswahlen unwiderleglich beweist.

Hoffentlich werden künftig eingehendere Vorberathungen auch eine gründlichere Erledigung der strittigen Fragen auf den kommenden Parteitagen ermöglichen. So bedarf das Kolonialwesen noch demnächst der Erörterung, um so mehr, da die gepanzerte Faust bereits nach neuen Lorbeeren, wie sie in Kiautschu gepflückt werden, umhertastet. Im Zusammenhange damit werden wir uns auch noch weiter mit den Fragen der Handelspolitik zu beschäftigen haben. Nur dem Umstande, dass Handelsfragen innerhalb der Partei wenig erörtert werden, ist es zuzuschreiben, dass Schippel mit seiner bedingten Verherrlichung des Schutzzolles auch nur einen Achtungserfolg erzielte. Seine Rede lieferte einiges schätzenswerthe Material zur Geschichte der Schutzzollideen, obgleich ein objektiver Forscher von Engels z. B. doch noch andere Aeusserungen hätte beibringen müssen, als eine gelegentliche Eisenbahnunterhaltung. Reden, die nach dieser alexandrinischen Methode der Zitatenanhäufung ausgearbeitet werden, machen ja immer auf viele unserer Parteigenossen den Eindruck einer ausbündigen Gelehrsamkeit. Für die Frage aber, wie die Partei sich jetzt zum Schutzzoll stellen soll, hat Schippel weder durch sachliches Material noch durch theoretische Auseinandersetzungen etwas beigetragen. So versteigt er sich zu dem im Munde eines Sozialdemokraten sicher verblüffenden Ausspruch:

„Das Endziel, die höhere Entwicklung unserer Industrie ist uns Alles. Das bische Preisbewegung und Preiserhöhung kann für uns nichts bedeuten. Also nicht als Konsumenten haben die Arbeiter darüber zu entscheiden, sondern als Theilnehmer an dem heutigen Produktionsorganismus.“

Selbst wenn man sich einmal auf diesen Standpunkt stellen wollte, dass für den Arbeiter seine Stellung als Konsument nicht in Betracht käme (was an sich keineswegs richtig ist), so wäre noch immer gerade das zu beweisen, dass dem heutigen Produktionsorganismus in Deutschland durch Schutzzölle irgend welcher Art genutzt werde. Auch nicht den Funken eines Beweises hat Schippel dafür erbracht. Die Schutzzöllner nehmen es allerdings ohne Weiteres als Axiom an, dass die Begünstigung eines bestimmten Industriezweiges durch Zölle auch dem gesamten Produktionsorganismus förderlich sei. Nun hat schon Kautsky in seiner Gegenrede darauf hingewiesen, dass die Landwirthschaft, die doch auch zu dem Produktionsorganismus gehört, durch die Industriezölle schwer geschädigt werde und dass somit ihr durch Industriezölle indirekt ein Anspruch auf die auch von Schippel verworfenen, schädlichen Lebensmittelzölle gegeben wird. Aber was für die Landwirthschaft gilt, lässt sich auch für jeden „nichtgeschützten“ Industriezweig nachweisen. Da auch Schippel nicht behaupten wird, dass „das Ausland den Zoll trägt“, muss er zugeben, dass die Begünstigung des einen Produzenten alle anderen Produzenten belastet. Das wirkt aber unbedingt schädlich gerade auf die kräftigen, den Landesverhältnissen bestangepassten Industrien ein und erschwert ihnen die Konkurrenz im Auslande. Abgesehen von allen den anderen Gründen, die sonst noch im proletarisch-revolutionärem Interesse für den Freihandel sprechen, ist aus dem eben angeführten Grunde für ein zum überwiegenden

Industrieexport fortgeschrittenes Land der Freihandel nothwendig. Irgend eine kleinere Industrie, die wirklich ohne Schutzzoll nicht konkurrenzfähig gegenüber dem Auslande sein sollte, müsste gerade im Interesse des Gesamtproduktionsorganismus gesunderen Industrien weichen.

Wenn es nun auch erfreulich ist, dass schliesslich die für den Freihandel eintretende Resolution Kautsky mehr Anklang bei dem Parteitag gefunden hat, als die Schippel'sche, so ist doch bedauerlich, dass durch das Bebel'sche Amendement, das nur „im Allgemeinen“ die deutsche Industrie für den Freihandel reif spricht, den Schutzzollfreunden in unseren Reihen ein Vorwand geliefert ist zu der Behauptung, so gänzlich weise die Partei den Schutzzoll doch nicht von der Hand. Ohne das Amendement Bebel entsprach die Resolution Kautsky besser dem Interesse des deutschen Proletariats wie dem Interesse des deutschen Produktionsorganismus.

Wenig befriedigend ist auch die Form, die in Stuttgart für den Waffenstillstand betreffs der preussischen Landtagswahlfrage gewählt wurde. Dass beide Seiten, die Bethetheiligungsfreunde wie die Bethetheiligungsgegner, davon Abstand genommen haben, einander eine neue Interpretation des strittigen Hamburger Beschlusses aufzuzwingen, ist angesichts der damals binnen Kurzem bevorstehenden Landtagswahl nur zu billigen. Die beschlossene Resolution trägt aber leider im ersten Absatz den Stempel des unglücklichen Versuches, zwei entgegengesetzte Anschauungen auf einer Mittellinie in einander zu arbeiten. Das hätte man sich ganz sparen können. Wenn da gesagt wird, namentlich komme es auf die „Abwendung der Gefahr“ an, „dass die krasseste Reaktion die Mehrheit im Landtage erlange“, so entspricht das weder den Anschauungen der Wahlbetheiligungsfreunde, die weit grössere Illusionen über die Möglichkeit unserer Erfolge hegen, noch den Anschauungen der Wahlgegner, die gerade deshalb jede Bethetheiligung abgelehnt haben, weil es nicht der erforderlichen Opfer werth ist, noch dem Geiste der Partei entspricht, an einer Wahl theilzunehmen, bei der wir in die Gefolgschaft bürgerlicher Parteien gerathen und bei der günstigsten Falls nicht mehr herauskommen kann, als dass wir die Reaktionäre mit Phrase, die Nationalliberalen, gegenüber den Reaktionären ohne Phrase, die Konservativen, in ihrer ausschlaggebenden Stellung im Abgeordnetenhaus erhalten helfen. Nach der Wahl wird sich weiter über die Sache reden lassen. Und auch die sonstigen Auseinandersetzungen über die Taktik werden frisch beginnen müssen. Soll diese nothwendige Arbeit uns doch gerade dazu dienen, die richtigen Mittel und Wege zu finden, um unsere Feinde niederzuzwingen und das Proletariat dem ersehnten Endziel näher zu bringen.

## Theodor Fontane.

### Aphorismen

von

Wilhelm Bölsche.

(Friedrichshagen.)

Wo man ihm im modernen Berlin eine Büste setzen könnte, — versteht sich, eine schlechte? Ich glaube, es müssten sich so viel Orte darum streiten, wie Städte um die Wiege Homers. Im Hohenzollernmuseum . . . . .! Im

märkischen Provinzialmuseum, — dem Manne, der die Mark als Dichter noch einmal entdeckt hat und der sie schön fand ohne aufzufärben. Im Zeughaus, — meinetwegen, dem „Kriegsschilderer“. Auf der Potsdamer Brücke mindestens, weil er so herzlich über Berlin und seine lieben Berliner lachen konnte. Aber auch neben dem Bilde des Weber-Poeten an der Stätte, wo die Freie Bühne spielte. Und noch an freierlicheren Orten, wo man die Freiheit nicht bloss auf dem Theater spielt.

Und doch: der rechte Fleck wäre garnicht Berlin selbst. Draussen in die Haide gehörte er. An einen recht banalen, öden Platz, — das heisst öde und banal für den, der nie mit den Augen des Mannes selbst sehen gelernt hätte. Ein Schilffliess zwischen Kartoffeläckern, rechts und links der struppige Kiefernwald wie eine holperige Schlusskulisse. Alles in Grau und Braun; jagende graue Herbstwolken; die Bäume rothbraun; die Kartoffelstücke lehm-braun; das Schilf gelbbraun vertrocknend, nur das Wasser zwischen den zitternden Halmen schwärzlich und dick sich vorschiebend. Eine dreckige schwarze Brücke darüber; und daneben auf einem Hügel voll Unrath, Topfscherben und Geröll, die aus den Feldern hier abgelagert sind, eine windschiefe Eiche mit ein paar kahlen Astspitzen über spärlichem Laub. Heuwagen sind vorbeigefahren und haben an den Zweigen graue Büschel hängen lassen, die im Herbstwinde wie Todtenhaar schaukeln. Und über die Brücke kollert ein Wagen, mit alltäglich langweiligen Gesichtern. Er poltert scheusslich, dann versinkt er auf einmal lautlos in einer Wolke von Staub. Fern, wo sich die Waldkulissen perspektivisch zusammenneigen, ein einsamer Kirchthurm. Das wäre Fontanescher Boden. Aus diesem dämmernden Thurm hätte er Dir die Vorzeit aufstehen lassen, sich hereinschmiegen lassen mit all ihren Stimmungen in dieses Schilffliess und diese Kartoffeläcker, bis die rollenden Wolken da oben die Nebel und Stürme der Geschichte wurden, die über Menschengenerationen rauschten wie hier über das trocknende Schilf. Aus diesen alltäglichsten Menschengesichtern hätte er Dir eine seiner wunderbaren schlichten Erzählungen herausgezaubert, von der Tragik der Alltäglichkeit, von der Qual, der Resignation, dem armseligen Trost, aber auch dem kleinen lieben Glück des kleinen Einzelnen, der als geschobener, windgestossener Schilfhalm in der ungeheuren Masse treibt. Die Züge dieser Landschaft hätte er Dir dichtend in zwölf Zweizeiler gebracht, Ding für Ding, Farbe für Farbe (diese fast immer gleichen, nur so ganz zart verschiedenen Farben) einfach aneinander reihend beinahe wie zu einem trockenen Inventar und doch zuletzt so, dass in dem Kunstwerk dieser Wald und dieses Fliess und dieser Kartoffelacker Dir wie ein unendlich feines, seelenvolles Kunstwerk vor das geweckte Auge traten . . .

Wie die Meisten der mitwachsenden Generation habe ich Fontanes Namen zuerst auf der Schule kennen gelernt. Vor den Versen von Ziethen dem Husarengeneral, im Lesebuch. Fontane erschien mir als einer der ganz Alten, wie der alte Arndt oder der alte Jahn. Es kam mir wie etwas Unglaubliches vor, dass der Mann, der das gedichtet, noch leben sollte: er musste hundert Jahre alt sein. Aber er lebte und ich merkte es noch als ganz junger Kerl. Die blutigen Kriege 64, 66, 70 waren vorübergedonnert. Ueber diese Kriege gab es mehrere dicke populäre Bände, überaus anschaulich dargestellt, aber inhaltlich ganz im hergebrachten Jargon. Der Verfasser war derselbe Theodor Fontane. Ich bin in einem Hause aufgewachsen, wo in

treuem Glauben mit diesen drei Kriegen eine Art Kultus getrieben wurde. Schilderungen dieser Kriege wurden da gelesen und zu lesen gegeben wie eine Art Evangelium. Eine in jedem Betracht vollkommene, in edelstem Geistesgenuss frei und sorglos lebende Nation war von abscheulichen Nachbarvölkern unerhört provoziert worden, bis sie endlich zum Schwert griff und als stolze Siegfriedlichtgestalt sich Recht und Ruhe schaffte, auch im Dreinschlagen immer noch ein lichter Heros und selbstverständlich unbesiegt. An diesem Gedanken erbaute man sich und man glaubte auf Jahrhunderte hinaus damit alle Konflikte nach aussen und innen beseitigt. Mir verkörperte sich das Alles in Fontane. Wie ich dann aber selbst stärker ins Leben hineinwuchs, ging der Goldschein des absolut Erfüllten und Vollkommenen in Vergangenheit und Gegenwart naturgemäss auf ein bescheidenes Maass herunter. Der Glaube, dass die moderne Geschichte das reine Heldengedicht sei; dass mit Kanonendonner der wahre Kulturfortschritt geschaffen werde; dass äussere Waffenerfolge im Innern die tiefe soziale Verworrenheit irgendwie ändern und bessern könnten: all der gute Glaube hielt vor der Wirklichkeit nicht stand. In solcher veränderten Stimmung erschien mir gerade Fontane in der Erinnerung als der Typus jener Einseitigkeit, als der Typus des Soldaten im Gloire-Kampf, der sonst nichts sah und im eigenen Volke von einer gewissen künstlichen Lichtecke an abwärts vollkommen blind stand. Ich fühlte schlechterdings gar kein Band mehr zu ihm. Dann kam ich in Berlin in seine wirkliche Nähe. Das gab nun noch ein ganz neues Bild. Weder ein alter Arndt ging da eisgrau um, noch ein schneidiger Militär, der die Welt blos mit seinem grossen Degen kurirte. Auf den ersten Anblick erschien etwas sehr viel kleineres. Der immerhin schon alternde Herr dort im Theaterparkett mit den schlichten Zügen und dem schönen, feinen Auge war einfach ein Theaterrezensent, ein Zeitungsberichterstatter. In diesem Sinne hörte ich auch mehr von ihm. Nicht die leiseste Spur eines Haudegens. Apotheker hatte er von Haus aus werden sollen. Dann hatte der Dichter sich geregt und es waren jene allbekannten Balladen entstanden. Lange war das wirklich schon her. Und dann hatte gleichsam als die Diagonale aus einem „bürgerlichen Beruf“ und dem „freien Poetenthum“ im Lebenszwang jene gewohnte Bahn sich gezeigt: Redaktionsarbeit, Zeitungszwangsschreibeerei. Nicht in bunter Uniform, sondern im Zeitungsdienst, als Reporter war er auch in die grossen Kriege mitgezogen. Im Broddienst hatte er in jenen dicken Bänden darüber berichtet, unmittelbar nach den Ereignissen, als also von besonnener historischer Kritik noch gar keine Rede sein konnte. Und jetzt war er Theaterkritiker der Vossischen Zeitung. . . . Man muss selber im Zeitungs- und Rezensions-Leben des Berliner Alltags Jahre lang stehen, um zu fühlen, was das eigentlich für eine Misère durchleben heisst, eine solche Bahn. Gesinnungen, Wünsche, Illusionen, Kenntnisse: Alles auf den Markt geworfen für den Moment, um im nächsten Moment vom Zeitungsblatt des nächsten Tages wieder bei Seite gedrängt zu sein, eine fortgesetzte Schule, unreif zu reden, in den Wind und mit dem Winde zu reden und sich selber dabei bis an den Hals vor Ekel zu bekommen. Armer Fontane! Er war für mich jetzt nicht mehr der Typus eines mir unsympathischen Machtprinzips, sondern selbst einer der Gestossenen im Lebenskampfe, mit dem man nicht rechten konnte. Ein Poet, der seine Kraft in minderwerthigen populären Augenblicksbüchern und Theaterkritiken vergeuden musste, armes Loos!

Inzwischen und mit der Zeit lernte ich denselben Mann aber nun abermals von neuer Seite kennen und ganz unabhängig von allem Früheren schätzen. Ich war aus dem Rheinland nach Berlin gekommen und musste mich mühsam erst in die Mark einleben. Rheinlandschaft und Marklandschaft, — himmelweiter Kontrast. Und doch ist die eigentliche natürliche Verschiedenheit nicht das, was dem Rheinländer den Uebergang in die Kiefernhaide so schwer macht. Der wahre Kontrast liegt in etwas viel Feinerem, etwas Seelischem. Die Rheinlande sind seit langen Jahrhunderten mit Dichteraugen angeschaut worden. Ueber dem trockensten sonnenverbrannten Weinberg liegt ein Hauch von Poetenfreude, von menschlichem Versenken in das kleinste Blättlein Schönheit in dieser Landschaft. Der Fremde meint es wohl: es ist aber nun innerlich eine grosse Sünde zu sagen, die Mark sei nicht auch in ihrer Weise ein schönes Land, natürlich mit ganz anderer Art der Schönheit. Aber was der Fremde, vor allem der Rheinländer und Süddeutsche, vor dieser Landschaft erst wie eine graue Rauchwolke durchbrechen muss, das ist die Nüchternheit der Menschen, die Poesielosigkeit, die sich hier in der Anschauung der Dinge ebenso seit Jahrhunderten faustdick vor die Dinge selbst gepflanzt hat. Fontane in seinen märkischen Wanderungen gab hier eine grosse Hilfe, lange Zeit geradezu die einzige, die existirte. Er konnte als Brücke gelten für eine poetische Auffassung der märkischen Landschaft. Ein starker Poet steckte in diesen Wanderskizzen und dabei gerade der, den diese Landschaft brauchte. Kein ganz Einheimischer, der in jener grauen Nüchternheitswolke von Anfang an erstickte. Und auch kein ganz Fremder, der falsche Lichter von aussen hinein trug.

Fontane war geborener Märker, Neu-Ruppiner, aus der Bildorbogenstadt. Aber die Familie hatte französisches Blut in den Adern: das Tröpfchen Voltaire, das der altechte Märker gerade nicht hat. In seinem ganzen Wesen war Fontane ein Kind jenes Mischreiches zwischen zwei Nationen, das nie auf der Karte, sondern nur ab und zu in einzelnen Gehirnen bestanden hat und dessen grösster Vertreter Chamisso ist. Das Einleben in die Marklandschaft wurde mir so zugleich ein Einleben in eine unschätzbare Seite Fontanes. Von hier habe ich den Dichter zum ersten Mal bewusst, nicht im Sinne von Lesebuchversen, in ihm kennen gelernt. Mein Blick ging dann aber auch über die Wanderbilder hinweg zu seinen wirklichen alten Gedichten zurück und so überhaupt zu seiner Lyrik, die seit Jahren in einem einzigen schlichten Bande (nur einem!) vorlag. Ohne selber zu gewissen „patriotischen“ Idealen zurückzukehren, begriff ich jetzt erst, aus der Landschaft, die er mich sehen gelehrt hatte, heraus, auch den Geist seiner Balladen bis in das Legendarische hinein. Im hellen Lichte geschichtlicher Kritik waren solche Sachen schwach und hilflos. Aber am Fleck verstand man sie, wie man die Rheinsagen am Rhein versteht, und man fühlte, wie der Dichter als solcher den Nerv getroffen hatte, der am Ort in Jedem mitklingt, ob er nun Legende oder Geschichte hört, ob er das wahre Wappen sieht oder den grünen Epheupelz, der in der Luft des Ortes darüber gewachsen ist. Und er hat ja nicht blos Legenden gedichtet. Besonders in den späteren Auflagen der gesammelten Gedichte kam Perle um Perle hinzu aus der Tiefe des Menschen, Persönliches, Stimmungsblätter des eigenen Lebens. Dieses Leben war aber, einen kurzen Abstecher nach England für sich gerechnet, in derselben Mark hingegangen. Also auch hier märkische Landschaft, Kiefernwald, rothe Ampferblüthen, Sandplateaus, über die der Wind rollt. In solcher Landschaft



schlummerten die Gräber seiner Lieben, die kleinen Tragödien seines Lebens, das nicht immer so glatt gelaufen war, wie es nach Aussen schien, in dem aber Alles dichterisch rein war und menschlich echt. Und in ihr wurzelten alle die ernsten und lustigen Gestalten seiner Phantasie, der Gutsherr, der sich mit einer Birne in der Tasche begraben liess, damit aus seiner Gruft ein freundlicher Baum für die Schulbuben und kleinen Mädchen wüchse, um nur einen zu nennen — und so viel andere.

So, nachdem ich mir den Dichter in ihm einmal herzlich von Innen heraus für mich erobert hatte, dünkte mir freilich doppelt schade, dass diese prächtige, eigenwüchsige Dichterindividualität versauern sollte oder wohl schon versauert wäre im dummen Rezensionenschreiben, das jeder Andere auch könnte. Und es konnte mir von ihm nicht leicht etwas Besseres passiren, als dass ich auch in diesem Punkte noch nach zwei Seiten gründlich aufgeklärt und des Irrthums überführt wurde. Auf der einen Seite wurde ich durch das aktuellste Ereigniss belehrt, dass dieser Theaterkritiker thatsächlich doch noch etwas Besonderes vor Anderen voraus hatte und durchaus auch als solcher nicht in die grosse Masse hineinverrechnet werden durfte. Und auf der anderen lernte ich — mit der gleichen Verwunderung, die wohl fast alle Verehrer seiner Lyrik und seiner Wanderbilder an sich erfahren haben — dass neben und vollends nachher jenseits der Kritisirerei auf seine alten Tage in diesem einzigen Manne noch einmal der Dichter für ein ganz neues Gebiet so gewaltig durchschlug und aufstand, wie es kaum vom stärksten Anfänger je erlebt worden ist.

Für den ersten Punkt wurde entscheidend der Winter 1889/90, der auch sonst so viel im modernen ästhetischen Leben entschieden hat. Es kam die Freie Bühne mit Vor Sonnenaufgang, der Familie Selicke, der Macht der Finsterniss. Bis auf ein paar Ausnahmen blamirte sich die ganze Berliner Theaterkritik hoffnungslos. Diese Herren, die an allen Sorten armseligster französischer und deutscher Schwänke mit der Gravität Lessings die bedeutenden Seiten herausgefunden hatten, erwiesen sich als Taube und Blinde im Moment, da zum ersten Mal wieder ein Hauch echter Kunst über unsere Bühne wehte. Gerade in diesem heiteren Sturmwinter aber wurde Theodor Fontane der Kritiker riesengross, — so gross, dass sein eigenes Blatt, dem er diene, ihn schliesslich fast verleugnen musste, so gross, dass die ganze ästhetische Jugend, die Wildesten und Unruhigsten, ihm begeistert zujubelten. Dieser schlichte alte Mann, ein Siebziger an Jahren, bewies endgültig, dass er nicht blos in der Mark und der preussischen Legende, sondern überhaupt in der Dichtung daheim sei, dass er unabhängig von aller Tendenz Gold von Spreu und Talmi zu unterscheiden wisse. Es war das Abendroth seines ganzen Kritikerthums, das unmittelbar danach ganz aufhörte. Aber ein prachtvolles Abendroth, — eine wahre letzte Ehrenerklärung, dass die ganze konventionelle Armseligkeit und Verknöcherung des konventionellen Kritisirens diesen schlichten Kopf nicht untergekrigt hatte. Er erkannte in dem Neuen die Dichtung und ging mit ihr und wenn noch so viel „Neues“ im äusserlich geradezu revolutionären Sinne mit unterließ. Wenn Fontane je in seinen Büchern und Gedichten selber etwas Tendenz geritten hat, Tendenz nach veralteten Dingen zu: in diesen Tagen hat er es wett gemacht, als er so mannhaft für Hauptmann um der Kunst allein willen und jenseits überhaupt von jeder Tendenz eingetreten ist.

Um dieselbe Zeit aber war Fontane selbst schon nicht mehr blos der Lyriker, Mark-Wanderer und Theater-Kritiker. Auf dem Gebiet des Romans

hatte sich seiner innersten Kraft ein ganz neues Schaffensgebiet unwahrscheinlich spät noch einmal aufgethan, — und mit welchem Glück! Der erste grosse Roman ging freilich fast spurlos vorüber; Vor dem Sturm, 1878 zuerst in vier Bänden erschienen, später handlich in einen zusammengedruckt. Ich habe ihn erst Jahre nach seinem Erscheinen kennen gelernt. Es ist ein preussischer Geschichtsroman, man muss etwas Legende abziehen. Aber dabei ein wundervolles Buch. Sicherlich einer der besten historischen Romane, die wir besitzen. Ohne rechten Schluss, wie eine alte Chronik, über die hinaus die Weltgeschichte ohne Ende rauscht. Aber in seinem Rahmen von wahrhaft brennendem Leben. Bezeichnend genug, dass dieses Buch beim deutschen Publikum von damals nicht durchschlug. Wahrscheinlich hätte er viele Bände so weiter schreiben können, ohne dass die Masse es beachtet hätte. Inmitten aller patriotischen Phrase war das viel zu schwere, zu echte Kost, obwohl es selber auf extrem patriotischen Tendenzen stand. Vielleicht ist Fontane selbst durch den geringen Erfolg, der sein grosses Buch wie einen Dutzendroman werthete und nach ein bisschen „Achtung“ glatt abfallen liess, zurückgehalten worden, mehr in diesem historischen Ton zu dichten. Sehr schade darum. Er hätte all das Beste der märkischen Wanderungen uns mit der Zeit wohl noch in schönste gestaltende Dichtung umgiessen können. Schliesslich muss man sich dabei trösten, dass er wenigstens der Tendenz-Gefahr mehr entging, als er von der Mitte der achtziger Jahre ab sich fast ausschliesslich auf den ganz modernen Roman warf. Nun kam eine ganze Kette guter Sachen, die allmählich auch wirklich Erfolg hatten. Während uns heute so viel gute Kerle in der Romanschreiberei mit sechzig oder siebzig Jahren hinsterven, deren Ruf auch genau auf dem Absterbetermin steht und eigentlich nur noch den Tod der Person erwartet, um ganz stockfinster auszulöschen, war der alte Fontane an der Schwelle des achtzigsten Lebensjahrs glücklich auf dem Fleck, dass Zeitungen und Verleger auf ihn aufmerksam wurden als eine buchhändlerisch aufsteigende junge Kraft, mit der man noch viel Geld zu verdienen hoffte. Er wurde Mode! Fontanes Schreibweise war immer schlicht gewesen, echte Kunst ohne Bombast. Das Alter that nun ungewollt noch etwas hinzu: es gab der Schlichte immer mehr Reife, aber auch ab und zu einen Stich bis ins Nüchterne. Das fand man jetzt „naturalistisch“ im Sinne eines Modeschlagworts, und im letzten Jahrzehnt seines Lebens ist Fontane allmählich in der Literaturschablone unter die strengen Naturalisten gerückt, also selber bei den Ibsen und Hauptmann eingereiht worden, die er als Kritiker so vorurtheilslos zu würdigen verstanden hatte. Auf diese wechselnden Modetiketten kommt es nun im Grunde verzweifelt wenig an. Ihm ist wohl im Herzen auch nichts darauf angekommen, obwohl ihm der zeitliche Erfolg natürlich als solcher noch Freude gemacht hat. Was aber wirklich interessant bei diesen späteren Romanen ist, ist wieder die Tendenzfrage. Fontanes politische, moralische und überhaupt „weltanschauliche“ Tendenzen und Neigungen sind offenbar bis zuletzt immer dieselben geblieben. Und doch hat er sich mit diesen modernen Romanen weit über jenes blinde Modepublikum hinaus auch einen festen Stamm Verehrer in Kreisen geschaffen, die diesen seinen eigenen Tendenzen sehr fern standen. Ich kann hier wieder von mir selbst reden, ich kenne aber auch eine ganze Menge Leute, die in ihren Anschauungen extremer und für Andersgläubige jedenfalls sehr viel intoleranter denken als ich, und die doch für den Fontane etwa der Effi Briest ganz ausgesprochen schwärmen. Fontane

hatte eben zwei Eigenschaften, und die kamen in diesen letzten Büchern immer glänzender heraus. Einmal: er war zu sehr ästhetische Vollnatur, um in den Fehler grober äusserer Tendenzmacherei, die der Dichtung wie ein Zettel aufgeklebt wurde, zu verfallen. Seine Personen redeten keine Leitartikel, der Autor trat nicht aus der Kulisse und hielt Wahlreden oder moralische Predigten. Alles was er gab, lebte in der Dichtung selbst und nur in ihr. Gerade in dieser Dichtung aber offenbarte sich das Zweite, was ich meine. Als reiner Dichter war Fontane in gewissem Sinne grösser als er selbst. Sein schönes Beobachterauge, seine gerade, ehrliche Phantasieplastik waren in einer Weise, als lebten sie selbständig, in ihm selbst stärker, freier, unabhängiger als der reflektierende, vom Leben in bestimmte Formeln des Denkens, der Moral, des politischen Glaubens hinein erzogene und bewusst sich hier fühlende Mensch, der als „Fontane“ unter uns umging. Ich glaube, ich bin selbst einmal persönlich bei ihm gegen diesen leisen, aber eigentlich gerade so fruchtbaren Widerspruch angerannt. Ich hatte seinen Roman *Quitt* irgendwo öffentlich besprochen. Hatte gesagt, was ich nach einer gewissen ethischen Seite echt modern herausgelesen zu haben glaubte. Und hatte das so Empfundene äusserst warm gelobt. Man schrieb nun zu seinen Lebzeiten nicht leicht über Fontane im guten Sinne, ohne von ihm einen seiner lebenswürdigen Briefe fast postwendend zu erhalten, reizend individuelle Briefe, in seiner drollig verschnörkelten Schrift, in der ich immer noch ein Schwänzchen des alten Apothekers, vielleicht das Einzige bei ihm, zu sehen meine. Diesmal gab er mir, obwohl freundlichst umhüllt, ein kleines Tadelsvotum. Ich hätte Sachen aus seinem Buche herausgelesen, von denen er selber der Absicht nach durchaus nichts wüsste, und wenn ich diese Sache lobte, so müsste er leider bestreiten, dass sie überhaupt darin ständen. Ich antwortete ihm, dass er in Einigen vielleicht recht hätte, dass ich mich im Ganzen aber auf den guten Spruch aus Vischers *Auch Einer* beriefe: „Jeder Dichter ist klüger, als er selbst, aber er ist auch dümmer als er selbst“. Wenn ich recht berichtet bin, so hat er das, obwohl es etwas derb war, nicht missverstanden und gut aufgenommen. Vischer, der alte derbe Vischer, der in der Theorie oft so dick daneben schlug, in einem gewissen Stamm gesunder ästhetischer Erfahrungen aber kaum zu übertreffen war, hatte mit dem unverfrorenen Satz wohl sagen wollen, es müsse in jedem Dichter noch etwas stecken, was über seine eigene Selbsterkenntnis hinausgehe, was intuitiv grösser sei als seine eigene Reflexion und vor dem diese eigene Reflexion selber dumm stünde. Ich meine heute noch, dass das geradezu prägnant auf den ganzen Fontane trifft. Ein Roman etwa wie *Effi Briest* ist mir ein moderner Sozialroman im höchsten Sinne; für den richtig Schönen schildert er vernichtend geradezu den Fluch der Philisterenge, den inneren Zusammensturz gewisser oberflächlicher Moralweisheiten, die grauenhafte Leere gewisser Gesellschaftskreise, die Armseligkeit eines Mittelchens, wie es ein Duell darstellt, gegenüber Konflikten eines Menschenlebens. Es besteht nun aber in der That gar kein Zweifel, dass Fontane selbst, der reflektierende, selber gewissen Gesellschafts- und Moral Tendenzen huldigende Mensch, so weit durchaus nicht gehen wollte. Die Wahrhaftigkeit des Dichters, die innerliche Wahrhaftigkeit, die noch mehr ist als irgend eine naturalistische Doktrin, hat ihn einfach mitgerissen, über sich selbst intuitiv hinausgerissen. Eigentlich nirgendwo erscheint die tiefste, heiligste Kraft des Dichtens so eklatant wie vor solchem Falle. Der Dichter muss echtes Leben schaffen über den Kopf

aller seiner eigenen Vorurtheile hinweg. Es ist, als zeuge die Natur neu durch ihn und benutze sein Gehirn einfach als Leitungsbahn dabei, ohne sich im Mindesten darum zu bekümmern, was in gewissen Schubfächern dieses Gehirns noch für subjektives Material herumliege und sich gedanklich wohl gar als die Hauptsache im gewöhnlichen Leben gebärde. In diesem Sinne ist der alte Fontane allerdings ein Naturalist von einer Energie gewesen, wie nur Wenige neben ihm sie besessen haben. Jedenfalls ist ihm aber nach dieser Seite passirt, was allemal nur mit ganz grossen Dichtern in solchem Maasse sich ereignen kann. Er konnte zufrieden damit sein, wenn er wenigstens an den Wirkungen indirekt den Erfolg davon erntete. Und wir, die wir frei und unbefangen auf ihn zurückschauen, können es ebenso. Es wäre eine hübsche Sache, wenn sich das uns Allen allgemein so machte: dass wir mit unseren Handlungen längst im Neuen und Zukünftlichen lebten, wenn auch unsere Tendenz noch so weit zurück sein möchte. Nur zu oft gehts leider gerade umgekehrt: die Tendenzen strahlen Morgenroth wieder, die praktische Hand aber, die zugreift, tappt noch in den dicksten Nachtnebel hinein.

## Grossgrundbesitz und soziale Frage.

Von

Conrad Schmidt.

(Königsberg.)

[Schluss].

Wenn schon gegenwärtig die hohen Bodenpreise allgemein im stärksten Missverhältniss zu den meist gedrückten Getreidepreisen stehen, die Gutskäufer also, ob sie mit eigenem oder fremdem Kapital den Boden bezahlen, der Regel nach von vorneherein unter ungünstigen Chancen die Wirthschaft beginnen, so ist es, bei der innigen Freundschaft, die von je die preussische Regierung mit dem ostelbischen Junkerthum verbunden hat, sicher, dass die an sich schon hohen Bodenpreise der grossen Güter bei staatlicher Expropriation noch über ihren sonstigen Stand weit in die Höhe getrieben werden würden. So würden also bei etwaigen „Genossenschafts“experimenten diese neuen von der Regierung ins Leben gerufenen Bildungen ihre Laufbahn, ebenso wie die von der Rentenguts-Gesetzgebung bisher geschaffenen Parzellenbauern mit übermässiger Belastung beginnen. Und wenn der Staat nicht nur das Ankaufsgeld selbst vorstreckt resp. die Autbringung desselben durch Ausgabe von Rentenbriefen vermittelt, sondern auch bis zur Amortisation der Ankaufssumme, die in aschgraue Ferne hinausgerückt ist, der aus den Tagelöhnern gebildeten „Genossenschaft“ selbst einen „Betriebsleiter“ vorsezt, so ist klar, dass der Staat, nicht die Genossenschaft die faktisch disponirende Gewalt, die wesentlichen Funktionen des Eigentümers, in dem neuen Betriebe erhält. Denn der Betriebsleiter, der dem Staat gegenüber für pünktlichen Eingang der Schuldzinsen die Verantwortung zu tragen hätte, könnte dies nur, wenn er mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstet wäre, vor Allem auch mit der Vollmacht, Arbeiter, die aus irgend einem Grunde minderwerthig erscheinen, aus dem Genossenschaftsverbande auszuschliessen und an ihrer Stelle andere Arbeiter zu setzen. Die „genossenschaftliche“ würde sich ihrem inneren Wesen nach so als staatswirthschaftliche Produktion entpuppen, nur dass der Staat nicht unmittelbarer Nominaleigenthümer der Güter ist und, statt dieselben an selbständige Domänenpächter abzugeben, sie durch verantwortliche, staatlich angestellte Inspektoren verwalтет.

Es lässt sich ferner aber garnicht absehen, warum diese veränderte Besitzform technisch-wirthschaftlich potenter als die bisherigen Formen sein sollte. Die Schulden-

Last, die bei der gänzlichen Kapitallosigkeit der neuen Genossenschaften sich auf die Güter häufen würde, müsste gegenüber dem jetzigen Zustand, wo doch wenigstens ein bedeutender Bruchtheil der Kaufsumme regelmässig von den Gutskäufern aus eigenem Kapital gezahlt wird, noch um vieles drückender wirken. Und heute schon ist es neben den irrational hochgehaltenen Bodenpreisen vor Allem die Last der von der Gutsübernahme her rührenden Verschuldung, welche sich dem wirthschaftlich-technischen Aufschwunge der Landwirthschaft in den Weg stellt. Jedenfalls scheint dies ein viel wichtigeres Moment, als die „Plumpheit und das Ungeschick des Tagelöhners“. In Ostpreussen wenigstens, sagte man mir von gutunterrichteter Seite, habe die Landarbeiterschaft, auf die vor längerer Zeit noch diese Meyer-Oppenheimersche Charakteristik gepasst haben mag, sich auch wirthschaftlich-technisch, nicht nur, was bei den letzten Wahlen mit solcher Evidenz hervortrat, politisch, ausserordentlich entwickelt. Davon, dass ihre Zurückgebliebenheit es sei, was den Fortgang zu rationellem und mehr maschinenmässigem Betriebe hintanhalt, könne im Ernst garnicht die Rede sein. Immerhin, da das Akkordsystem, durch welches der industrielle Kapitalist so oft das Selbstinteresse der Arbeiter in seinem eigenen Fabrikanteninteresse mit höchstem Raffinement anzuspinnen weiss, von dem landwirthschaftlichen Unternehmer aus technischen Gründen nur in beschränktem Umfang angewendet werden kann, ist anzunehmen, dass agrarisch-genossenschaftliche Wirthschaftsformen, sofern das genossenschaftliche Prinzip nur nicht ganz von dem staatswirthschaftlichen erdrückt wird, das Selbstinteresse der Arbeiter und damit das Geschick und die Intensität ihrer Arbeit in der That vielleicht recht beträchtlich steigern könnten. Aber diese Steigerung kann doch keine ökonomische Wunderwirkungen haben! Was etwa so zu Gunsten eines reicheren Ertrages gewonnen wird, kann durch den Druck der grösseren Schuldenlast und dadurch, dass der vom Staate eingesetzte verantwortliche Verwalter mit dem Selbstinteresse des früheren Eigentümers auch dessen Initiative verliert, kompensirt und überkompensirt werden. — Wie man hoffen kann, dass Experimente, die der Staat etwa heute in dieser Richtung unternähme, Ausgangspunkte für eine unauthaltsam weiterrollende Bewegung sein würden, für eine Bewegung, welche, von Privatinteressen der Spekulation unterstützt, einen immer wachsenden Theil der gesamten nationalen landwirthschaftlichen Produktion in die neue Genossenschaftsform hinüberleitet, von sich aus den ganzen Landbau zu ungeahnter technischer Höhe entwickelt und die gesamte landarbeitende Bevölkerung von kapitalistischer Ausbeutung emanzipirt, ist gänzlich unerfindlich. So wenig gegenwärtig, wo die landarbeitende Masse in Preussen noch unter der Schmach der Gesindeordnung hinlebt, die Frage landwirthschaftlicher Produktivassoziationen in ernsthaftem Sinne politisch aktuell ist, so sehr werden die positiven Momente solcher Produktivassoziationen gegenüber ihren negativen Momenten überschätzt, wenn der Verfasser meint, dass eine so einfache, so aus dem allgemeinen Zusammenhange sozialer Politik herausgelöste Initiative des Staates den Anstoss geben könne, der weiter fortwirkend das feste Gefüge des bisherigen agrarischen Eigentums und seiner Betriebsorganisation von innen heraus zerreißen wird.

Doch das ist nur der Ausgangspunkt. Die ins Rollen gebrachte Bewegung solcher landwirthschaftlicher Produktivassoziationen löst nämlich, nach Ansicht des Verfassers, nicht nur die soziale Frage auf dem Lande, sondern die soziale Frage schlechthin, indem sie die Bedingungen einer „reinen Tauschwirthschaft“ mit allseitiger Interessenharmonie, das alte George-Flürscheimsche Bodenreformerideal, herstellt! Denn, worauf beruht die Uebermacht und damit die Ausbeutungsmöglichkeit des Kapitalisten? Auf der Konkurrenz der Arbeiter untereinander, die, um überhaupt leben zu können, sich den von Kapitalisten vorgeschriebenen, nur vom kapitalistischen Profitinteresse diktierten Arbeitsbedingungen unterwerfen müssen. Aber diese Konkurrenz wirkt nur darum so furchtbar, weil der Kapitalist

sicher ist, für jeden Arbeiter, den er entlässt, leicht einen Ersatzmann zu finden. Es ist so die Last der arbeitslosen Bevölkerung, der industriellen Reservearmee, welche die Ansprüche der arbeitenden Bevölkerung in Zügel hält und ihren Lohn auf ein Mindestmaass herabdrückt. Man schaffe die industrielle Reservearmee ab, und ohne Sozialismus ist die soziale Frage gelöst, die Ausbeutung beseitigt, die Harmonie der Interessen hergestellt! Abschaffung der industriellen Reservearmee ist aber, hier berührt sich der Oppenheimersche Gedanke mit dem Vorstellungskreis der Malthusianer, dadurch möglich, dass man die Menschenmenge, die der Industrie auf dem Arbeitsmarkte sich anbietet, vermindert, resp. das Tempo, in welcher sich die Masse der Arbeitssuchenden jahraus jahrein sich vermehrt, verlangsamt. Aber wenn die Malthusianer, um dieses Kunststück fertig zu bekommen, Enthaltensamkeit und künstliche Geburtenverminderung empfehlen, so meint unser Autor, mit seinen gepriesenen, ländlichen Produktivgenossenschaften ganz denselben Erfolg zu erreichen.

Die Gedankenverbindung dabei ist etwa die folgende: Wie wiederum die letzte Volkszählung von 1895 gezeigt hat, ist die industrielle und handeltreibende Bevölkerung in Deutschland gegenüber der landwirthschaftenden in stetiger Zunahme begriffen. Das heisst, es findet dauernd Zuzug vom Lande nach der Stadt, ins städtische Gewerbe statt. Könnte man diesen Zuzug abschneiden (und die landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft soll dies Wunder vollbringen), so wäre die Industrie auf den Nachwuchs der industriellen Arbeiterschaft selbst angewiesen. Wie aber die Statistik zeige, genüge das dem industriellen Bedürfniss nicht. Wenn also heute zwei Arbeiter einem Meister, würden dann zwei Meister einem Arbeiter nachlaufen, die industrielle Reservearmee wäre beseitigt, die Löhne müssten steigen und den Unternehmervogel zum grössten Theile verschlingen. Jedermann erwirbe im Wesentlichen nach Maassgabe der geleisteten Arbeit. Das soziale Gerechtigkeitsideal wäre im Rahmen der Tauschwirtschaft in einfachster Weise verwirklicht.

Es ist klar, woran dieses Raisonement, welches die allgemeine Voraussetzung der spezielleren Deduktionen bildet, krankt. Die Masse der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte und ihr Wachsthum ist offenbar unter Anderem auch eine der Bedingungen, von denen das Wachsthum der Industrie abhängt. Wäre kein Zuzug vom Lande gewesen und hätte dieses Manko an Arbeitskräften nicht anders woher gedeckt werden können, so hätte eben die Entwicklung der Industrie und damit auch die Kapitalzunahme in Deutschland sich diesen hypothetisch angenommenen Zuständen angepasst. Mit anderen Worten: dem geringeren Arbeitsangebot hätte eine geringere Arbeitsnachfrage entsprochen. Aber in dieser, ihrem Umfang nach verringerten Industrie, hätten in Folge der aller Waarenproduktion nothwendig anhaltenden Absatzstockungen und technischen Umwälzungen ganz analog wie in einer ihrem Umfang nach durch Zuzug schneller wachsenden Industrie die Erscheinungen der Repulsion und Attraktion von Arbeitskräften, die stete Freisetzung und Wiederanziehung von Arbeitern, deren Resultat sich eben in der Bildung und in der Bewegung einer industriellen Reservearmee darstellt, hervortreten müssen. Möglich, dass beim Fehlen eines solchen Zuzuges der Arbeitsmarkt sich eine Zeit lang dennoch für die Arbeiter günstiger gestaltet hätte, dass die Last der durch die Bewegung der Industrie selbst immer wieder erzeugten Reservearmee nicht so hart auf die Lage der beschäftigten Arbeiter gedrückt hätte! Aber ob diese Möglichkeit Wirklichkeit geworden wäre, das hätte in letzter Instanz wieder von der Gestaltung der industriellen Gesamtkonjunktur abgehungen, die beim Fehlen des Zuzuges vielleicht eine ganz andere gewesen wäre, als bei einer unter reichlichem Arbeiterzuzug stattfindenden Wirthschaftsentwicklung. Dass in Uebergangszuständen, wo aus irgend einem Grunde das Arbeitsangebot sich merklich kontrahirt, ein-stweilen aber noch, vor vollzogener Anpassung, die Arbeitsnachfrage sich im alten Um-

fang behauptet, für die Arbeiter ganz bedeutende Vortheile sich ergeben können, wird Niemand bestreiten. Aber für Oppenheimer spricht dieser Hinweis auf blosse temporäre Einwirkungen natürlich in keiner Weise. Indess auch diese temporäre Besserung würde dann nicht eigentlich durch den sich selbst überlassenen automatischen Wirthschaftsgang, der als Ideal reiner Tauschwirtschaft Oppenheimer vorschwebt, realisiert werden, sondern es käme darauf an, wie weit die Arbeiter ihre Gewerkschafts-Organisation ausgebildet hätten, um aus der günstigen Konjunktur des Arbeitsmarktes den grösstmöglichen Vortheil für sich herauszuschlagen. Was ist aber diese Gewerkschafts-Organisation anders, als ein Mittel, die „freie Konkurrenz“ der Arbeiter untereinander aufzuheben?

Also auch dann, wenn man unterstellt, dass der Zuzug vom Lande unterbunden wäre und keine anderen Quellen des Zuganges eröffnet werden könnten, auch dann ist garnicht abzusehen, wie hierdurch auf die Dauer etwas Wesentliches für die Arbeiter gewonnen, geschweige die soziale Frage des industriellen Proletariats gelöst werden könnte. Natürlich ist diese Unterstellung aber im höchsten Maasse abstrakt einseitig. Fällt dieser Zuzug fort und lässt die Konjunktur ein weiteres, den inneren Zuwachs aus der industriellen Arbeiterklasse übersteigendes Ausdehnungstempo dem industriellen Kapital dennoch als profitabel erscheinen, so steht ihm in den Frauen und Kindern der Arbeiterschaft ein Material zur Verfügung, das leicht in einem ganz anderen Maassstabe als jetzt herangezogen werden kann, und vor allen Dingen vermag das Kapital natürlich den Strom der Einwanderung durch Politik und Gewährung kleiner Vergünstigungen ins Land hinauszuziehen. Das Manko auf der einen kann durch dies Plus der anderen Seite sehr leicht kompensiert werden. Die Phantasmagorie, dass durch die Unterbindung des Zuzugs vom Lande her die industrielle Reservearmee beseitigt und der industrielle Arbeiter aus den drückenden Fesseln kapitalistischer Ausbeutung befreit werden könne, tritt hier in ihrer ganzen Hohlheit hervor. Sie steht in keiner Weise über der ebenso einseitig abstrakten Malthusschen Doktrin.

Aber wenn der hypothetisch unterstellte Effekt, dass der Zuzug vom Lande in Fortfall käme, an sich so wenig, oder vielmehr garnichts in dem Grundverhältniss der kapitalistischen Volkswirtschaft zu ändern vermag, ist dieser Effekt denn überhaupt auf dem von Oppenheimer gepredigten Wege, durch seine gepriesene landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft zu erreichen, auch wenn wir, von allen Verhältnissen der Wirklichkeit absehend, dieser Genossenschaftsbewegung grösste Erfolge und rapides Ausdehnungstempo hypothetisch zuschreiben?

Hier stossen wir bei Oppenheimer auf die ganz merkwürdige Vorstellung, dass der Zuzug vom Lande durch eine Beseitigung des Grossgrundbesitzes selbst beseitigt werden könne! Eine Vorstellung, die darauf fusst, dass die östlichen Provinzen, in denen der grosse Grundbesitz dominirt, die stärkste Aus- und Abwanderung zeigen, was sich aber in Wirklichkeit aus sehr konkreten, mit der Grösse der Güter garnicht innerlich zusammenhängenden Verhältnissen, aus schlechtem Lohn und schlechter Behandlung der ostelbischen Landarbeiter bereits zur Genüge erklärt. Doch hiervon einmal abgesehen, wer kann im Ernste meinen, dass das enorme relative Zurückbleiben der landwirthschaftenden Bevölkerungszahl gegenüber der industriellen, welches die letzte Berufszählung für ganz Deutschland in dem Zeitraum von 1882 bis 1895 konstatiert, sich nur aus der Abwanderung aus den grossen Gutsbezirken erklärt? Wo soll denn der Nachwuchs bäuerlicher, mit grösserer Kinderzahl bedachter Familien, die nur über ein für eine Familie ausreichendes Land verfügen, geblieben sein, wenn dieser Nachwuchs, von der heimathlichen Scholle ausgeschlossen, nicht anderen, und zwar städtischen Erwerbsgelegenheiten, zugeströmt ist? Wie wäre es möglich, dass bei der relativ stationären Technik des Landwirthschaftsbetriebes auf bäuer-

lichen Kleingütern, dieser ganze überschüssige Nachwuchs etwa als bäuerliches Gesinde auf fremden Bauerngütern Unterkunft erhalten könnte? Daran, dass in einem altzivilisirten Lande, welches ohne jeden freien, neuem Zustrom geöffneten Boden ist, die bäuerliche Volksvermehrung der Abstossung überzähliger Elemente in andere Erwerbssphären nicht bedürftig sei, dass sie an der Abwanderung vom Lande, dem Zuzug zur Industrie untheilhaftig sei, kann garnicht gedacht werden. — Die Verwandlung des Grossgrundbesitzes in bäuerlichen Besitz mag unter Umständen immerhin eine viel dichtere Besiedelung des Bodens ermöglichen, mithin in der Uebergangszeit ein Mittel sein, eine beträchtliche Anzahl von Elementen der landwirthschaftenden Bevölkerung, die sonst den Städten zugezogen wären, im Landbau festzuhalten. Jedenfalls, wenn einmal die dichtere Besiedelung vollzogen ist, muss sich das alte Spiel der Abstossung von Neuem wiederholen, es sei denn, die Bauern schwängen sich zu der glorreichen Kulturhöhe des Zweikindersystems auf, oder die bäuerliche Betriebsweise würde, was aber durch keine Besitzreform erzwingbar ist, vielmehr von einer unübersehbaren Reihe von Bedingungen abhängt, einen anderen, viel intensiveren Charakter annehmen. Ueberhaupt, das, was sozusagen über die Bevölkerungskapazität eines gegebenen Bodenareals, über die Zahl beschäftigter Arbeitskräfte entscheidet, ist die Betriebsweise, die Art der Produktion, die Besitzform erst, insofern sie auf diese Betriebsweise einwirkt. Mit Grossgrundbesitz ist je nachdem also eine dünne, aber auch eine dichte Bevölkerung vereinbar. Die blosser Aufhebung dieser Besitzform wird also in Sachen der landwirthschaftlichen Volksdichtigkeit je nachdem auch sehr verschieden wirken. Jedenfalls wird auch die weitgehendste Zerschlagung der grossen in Parzellengüter an sich die Abwanderung vom Lande, den Zuzug in die Stadt auf die Dauer nicht beseitigen, also den Effekt, von dem Oppenheimer irrtümlich eine Lösung der industriellen Arbeiterfrage erwartet, garnicht einmal haben können.

Aber was die Parzellirung nicht kann, wie soll das die landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft, die, wie wir sahen, heutzutage nur mit einer vollständig erdrückenden Schuldenlast ihren Besitz antreten würde, zu Wege bringen? Inwiefern trägt denn diese Besitzform eine Tendenz in sich, gerade zu solchen Kulturen, die eine grössere Volksdichtigkeit gestatten und erfordern, überzugehen? Inwiefern bietet sie, hiervon abgesehen, irgend eine Garantie dafür, dass sie, wie Oppenheimer prophezeit, den Siegeslauf moderner maschineller Technik auf das Gebiet der Urproduktion überleiten, und so mit dem Selbstinteresse der Produzenten alle Vortheile des wirklichen Grossbetriebes vereinigen werde? Und hierin, welch ein neuer Widerspruch! Gerade wenn die Prophezeihung, dass landwirthschaftliche Produktivgenossenschaften technisch in dieser Richtung wirken werden, einträfe, gerade dann würden sie, da doch Maschinerie nichts als ein Mittel ist, lebendige Arbeitskräfte zu sparen, insofern statt auf zunehmende, vielmehr auf abnehmende Dichtigkeit der landwirthschaftlichen Bevölkerung hinarbeiten. Mit anderen Worten, statt den Zuzug vom Lande zur städtischen Industrie zu verringern, müssten sie insoweit gerade umgekehrt durch Ueberflüssigmachung von ländlichen Arbeitskräften den Zuzug steigern. Die mühsam herauskonstruirte Verbindung, die Oppenheimer zwischen seiner Bodenreform und der Industriearbeiterfrage hergestellt hat, wird hier von ihm selbst im Eifer, alle Ehren der Welt auf sein Gebilde zu häufen, in Stücke geschlagen, ohne dass er es merkte! Wo man hinsieht, nirgends trifft man auf festen Untergrund, Alles löst sich bei diesem Rettungsplane der Gesellschaft, ganz so wie bei allen früheren Rettungsplänen, welche die sozialistische Kritik wähen überspringen zu können, in unbewiesene und in sich widerspruchsvolle Voraussetzungen auf.

Was als treibendes Element hinter den gewundenen Konstruktionen steht, und Oppenheimer die luftigsten Visionen den klaren Gedankengängen eines kritischen Sozialismus



vorziehen lässt, das ist, wir erwähnten es bereits, die Idee einer „reinen Tauschwirtschaft“, in der die ungehemmte Konkurrenz statt wie heute Elend und Ausbeutung, allgemeines Wohlfühlen und annähernde Gleichheit produziert. Die Idee beherrscht ihn derart, dass er sie sogar in Adam Smith hineinlegt. Der Smithsche Gedanke, dass die freie Konkurrenz dahin strebe, die Löhne untereinander, ebenso die Profitraten der einzelnen Kapitale untereinander, endlich auch die Grundrenteneinnahmen untereinander auszugleichen, derart, dass in einem Lande zu einer gewissen Zeit ein mittlerer Lohnsatz, eine mittlere Profitrate und eine mittlere Grundrente als Resultat dieses Nivellierungsprozesses hervorgeht, verwandelt sich für ihn in den imaginären Gedanken, dass bei freier Konkurrenz ein „Gesetz der Strömung“ bestehe, welches nicht eine Nivellierung innerhalb der Einkommensarten sondern überhaupt eine Nivellierung der Einkommen als Tendenz anstrebt! Sein neuestes Werk ist der Begründung dieser Ansicht gewidmet. Die Imagination, dass heute durch Beseitigung des Grossgrundbesitzes die Harmonie der Interessen in der Landwirthschaft herzustellen sei, findet ihre Ergänzung in dem Gedanken, dass von vornherein die Ausbeutung in die Entwicklung der Waarenproduktion erst durch den Grossgrundbesitz hineingetragen worden sei.

Niemand hat mit grösserer Energie als gerade Marx darauf hingewiesen, welche ausserordentlich bedeutende Rolle der englische Grossgrundbesitz in der Genesis der kapitalistischen Wirthschaft gespielt hat, indem er durch Raub an Gemeinland und Verdrängung der Bauern der aufkommenden Industrie die „freien“ Kräfte, deren sie als Ausbeutungsmaterial bedurfte, in Schaaren zutrieb. Die Illusion, jene Genesis zu erklären ohne auf die gewaltsame Methode der Expropriation und Kapitalanhäufung einzugehen, ist von ihm mit beissendstem Hohn überschüttet worden: „In der wirklichen Geschichte, spielen bekanntlich Eroberung, Unterjochung, Raubmord, kurz Gewalt die grosse Rolle. In der sonst politischen Oekonomie herrschte von jeher die Idylle. Aber sobald die Eigentumsfrage ins Spiel kommt, wird es heilige Pflicht, den Standpunkt der Kinderfibel als der, allen Altersklassen und Entwicklungsstufen allein gerechte, festzuhalten“, und mit Herrn Thiers die ursprüngliche Akkumulation daraus zu erklären, dass es „in einer längst verlassenen Zeit auf der einen Seite eine fleissige Elite und auf der anderen faulenzende Lumpen gab.“

Im Sinne Oppenheimers, der an die reine, einzig durch den Störenfried Grossgrundbesitz getrübe Tauschwirtschaft glaubt, verwandelt sich aber diese Einsicht in die zu einer der wunderlichsten Theorien ausgesponnenen Meinung, der Grossgrundbesitz sei der allein für die ursprüngliche Akkumulation, soweit dieselbe Ausbeutungszwecken dient, verantwortlicher Faktor. Oder vielmehr: da in letzter Reihe der Grossgrundbesitz als „Nomadenrecht“ nicht ökonomisch, sondern politisch durch Krieg und Eroberung sich herausgebildet habe, die schmutzige politische Gewalt trage die Schuld, wenn der an sich reinliche Austausch, statt Allen gleichmässig zu nützen, sich in ein Mittel kapitalistischer Ausbeutung verkehrt habe. Es ist schwer zu sagen, ob die Thierssche Ansicht, welche die ursprüngliche Akkumulation und damit die Grundlage der kapitalistischen Klassenscheidung aus dem inneren Mechanismus des Austausches und der persönlichen Ungleichheit der Austauschagenten erklären möchte, oder ob die Oppenheimersche Fiktion, die kapitalistische Klassenscheidung als ein von den immanenten Tendenzen des Austausches ganz unabhängiges, ausschliesslich durch den Grossgrundbesitz bedingtes Moment darzustellen, von einer unbefangenen Auffassung der Verhältnisse sich weiter entfernt. In der Waarenproduktion — die Thatsache, dass die Zünfte mit Satzungen dagegen ankämpfen mussten, beweist das allein schon zur Genüge — ist bereits die Tendenz vorhanden, besonders angepassten Individuen das Kommando über eine grössere Zahl von Arbeitskräften und

damit Ausbeutungsmöglichkeiten in die Hand zu spielen. Ja, die ganze Entwicklung der Produktionskräfte ist, so lange sich dieselbe überhaupt in der Form der Waarenproduktion vollzieht, nur dadurch möglich, dass diese über das Handwerk zum kapitalistisch ausbeutenden Unternehmen hinausführende Tendenz sich mehr und mehr der Produktion bemächtigt. So erscheint in der Waarenproduktion als solcher die kapitalistisch ausbeutende Waarenproduktion bereits angelegt, und es ist klar, dass die persönliche Verschiedenheit der Menschen, ihr grösseres und geringeres Maass von Angepasstsein an die Ausnutzung dieser Möglichkeit, an der wirklichen Entwicklung dieser Anlage thätig mitgewirkt hat. Andererseits ist ebenso klar, dass die in der Waarenproduktion gegebene Anlage ihre überraschend gewaltige, die Klassengegensätze schnell zur äussersten Spitze hinauftreibenden Entfaltung erst unter Assistenz vieler anderen Umstände, vor Allem auch der gegebenen ländlichen Besitzverhältnisse und der politischen Macht, hat finden können.

Wie die Tauschherrschaft aussähe, wenn das Volk bei gleicher Lebenslage, ohne den Druck feudalistisch entwickelten Grundbesitzes in die tauschwirtschaftliche Bewegung eingetreten wäre, ist natürlich die reinste Doktorfrage. Aber Oppenheimer klammert sich an diesen Schatten eines Schattens, weil er so die innerliche Güte der Tauschwirtschaft darzulegen hofft. Seine Deduktionen müssen indess ihr Ziel natürlich verfehlen. Die Maxime der theoretischen Nationalökonomie, die persönlichen Unterschiede der Menschen = 0 zu setzen, so richtig sie ist mit Bezug auf den von jener Wissenschaft verfolgten Zweck, da es sich in ihr nur um die Erkenntniss von Durchschnittsgrössen handelt, erscheint, sobald etwas Anderes als Durchschnittsgrössen ins Spiel kommt, als durchaus unzulänglich. Ein Blick auf die Wirklichkeit zeigt, dass Menschen, die ökonomisch gleich ausgestattet, ins Erwerbsleben eintreten, je nach Glück und Angepasstheit, bald sehr weit aus einander rücken können, wie sehr sie dem Gesetz der Strömung, das heisst hier dem Grundsatz, ihren grösstmöglichen ökonomischen Vortheil zu suchen, auch folgen mögen. Es ist klar, dass diese, im ökonomischen Erfolg zum Ausdruck kommende Verschiedenheit der Anlagen und Glückszufälle auch in einer „reinen Tauschwirtschaft“, wenn wir einen Augenblick auf die Fiktion eingehen wollen, sich bemerkbar machen, und ganz allmählich ökonomische Differenzen — Eigentumslosigkeit auf der einen, Besitz auf der andern Seite — erzeugen müsste. Es würde also, wofern keine gesellschaftliche Kontrolle der freien Konkurrenz entgegentritt, also die reine Tauschwirtschaft wieder aufhebt, hier die Grundlage kapitalistischer Ausbeutung, wenn auch in viel langsamerem Tempo als in der wirklichen Geschichte, herausgebildet werden. Indem Oppenheimer nur an sein Gesetz der Strömung, das doch blos Durchschnittszahlen regeln kann, denkt, wird in seinen Deduktionen dieser Faktor, die Wirkung der persönlichen Ungleichheit ganz bei Seite geschoben, was freilich nicht hindert, dass da, wo sich Oppenheimer die Erkenntniss von der Nothwendigkeit kapitalistischer Formen bei weiter entwickelter Technik unmittelbar aufdrängt, das Kapital und der Kapitalzins als vorhanden vorausgesetzt werden!

Dass, solange freies Land zur Okkupation vorhanden, die Arbeiter einen mächtigen Hinterhalt gegen die kapitalistische Ausbeutung haben, ist freilich unbestreitbar, ist aber wiederum von Niemand so energisch wie von Marx, in dem Kapitel: Die moderne Kolonisationstheorie, hervorgehoben worden. Da aber leider auch die reine Tauschwirtschaft freies Land nicht auf die Dauer wird garantiren können, so wenig wie die schädige Tauschwirtschaft der Wirklichkeit, bleibt es trotz aller Deduktion ganz dunkel, wie sie im Stande sein soll, der ökonomischen Differenzirung solche Schranken zu ziehen, dass dieselbe nicht in das kapitalistische Ausbeutungsverhältniss umschlägt, es sei denn, eine technisch-wirtschaftliche Weiterentwicklung fände überhaupt nicht statt.

So wenig wie die allmähliche Aufhebung des Grossgrundbesitzes durch ländliche Produktivassoziationen die Harmonie der Interessen in der Tauschwirtschaft herzustellen vermag, so wenig ist eine Garantie für eine dauernde Harmonie der Interessen in einer ganz urwüchsig, ohne Eingriffe der politischen Gewalt und eines feudalen Grossgrundbesitzes sich entwickelnden reinen Tauschwirtschaft gegeben. Was aus dem Elend kapitalistischer Ausbeutung hinausführt, ist nicht das chimärische Streben, an Stelle des realen, kapitalistischen einen utopistisch idealisirten, freischaltenden Konkurrenzmechanismus einzusetzen, sondern umgekehrt, durch Erstarkung der gesellschaftlichen Kontrolle den gegebenen Konkurrenzmechanismus planmässig und insofern immer weniger freischaltend, immer mehr dem sozialistischen Ideale einer gemeinschaftlichen Produktionsregelung sich annähernd, auszugestalten. Wir sind der Ueberzeugung, dass der Entwicklungsgang des Autors ihn selbst bald über die in seinem vorletzten Buche vertretenen prinzipiellen Anschauungen hinausführen wird. Die in das Werk hineingearbeiteten historischen Erläuterungen lassen verschiedenartige Deutung zu und scheinen uns jedenfalls ganz ausser Stande, dem prinzipiellen Standpunkt als empirischer Beweis von irgend welcher zwingenden Kraft zu dienen.

## Bürgerliche und proletarische Frauenbewegung.

Von

Therese Schlesinger-Eckstein<sup>1)</sup>.

(Wien.)

Aus verhältnissmässig sehr früher Zeit, schon aus dem XV. Jahrhundert, meldet uns die Geschichte von ganz vereinzelt Frauen, die öffentlich für Frauenrechte eingetreten sind, aber die ersten Anzeichen einer herannahenden Bewegung zeigten sich erst am Ende des XVII. Jahrhunderts, und zwar in England, das bis auf unsere Tage der klassische Boden für die bürgerliche Frauenbewegung bleiben sollte.

Damals trat Mary Astell mit drei Schriften hervor, in denen sie energisch geistige Ausbildung der Frauen und die Befreiung von der Vormundschaft des Mannes forderte. Für politische Gleichberechtigung aber ist sie noch nicht eingetreten.

Am Ende des XVIII. Jahrhunderts, während der grossen Revolution sehen wir, wie Pariser Frauen von dem Konvent, der die Menschenrechte proklamierte, auch gleiche Rechte für sich in Anspruch nahmen und wie man, hingerissen von dem grossen Befreiungsfeber, das Frankreich ergriffen hatte, auch Frauen in zahlreiche politische Verbände als gleichberechtigte Mitglieder aufnahm, ein Beispiel, das bald in England eine abgeschwächte Nachahmung fand.

Um die Zeit (1792) war es auch, als Mary Wollstoncraft, die geniale Vorkämpferin der Frauenbewegung, deren hundertsten Sterbetag man im abgelaufenen Jahre beging, in England mit ihrem berühmten Buch: Die Rechte der Frau hervortrat. Dieses Buch enthält fast das ganze Rüstzeug, mit dem noch heute die bürgerliche Frauenbewegung arbeitet.

1) Wir, halten es für eine Pflicht der Loyalität einer mehrjährigen Mitarbeiterin gegenüber, diese Arbeit, die in der Wiener Zeitschrift: Die Wage bereits erschienen ist, aber, wider Willen der Verfasserin, stark verstümmelt, hier in ihrer ursprünglichen Form abzdrukken.

In glühend-beredten Worten schildert Mary Wollstonecraft die Schmach, in der die müssiggängerische, verwöhnte Frau der besitzenden Klassen dahinglebt, als Spielzeug des Mannes, am tiefsten verachtet, wenn man ihr am meisten zu huldigen scheint. Sie rief die Frauen auf, sie sollten um ihre Selbstständigkeit ringen, ihren geistigen Horizont erweitern und mit der heuchlerischen Moral ihres Zeitalters brechen. Sie fand den Muth, jede Ehe, die nicht aus Herzensneigung geschlossen wurde, für unsittlich zu erklären, für eine um so schlimmere Form der Prostitution, als sie von Staat und Kirche geschützt wird, und sie war es auch, die zuerst politische Rechte für alle Frauen forderte. Das Buch erregte nicht nur unter den Männern der herrschenden Klasse, die sich in ihren uralten Vorrechten bedroht sahen, einen Entrüstungssturm, sondern es wurde auch von den meisten Frauen verabscheut, in denen das Gefühl ihrer Menschenwürde noch zu tief schlief, um auf diesen ersten Appell zu erwachen, und denen die Vorrechte, die die Galanterie der Männer ihrem Geschlecht einräumte, unentbehrlich geworden waren und jedenfalls viel zu theuer schienen, als dass sie sie gegen Rechte hätten vertauschen mögen, die es erst mit harter Mühe zu erkämpfen galt.

Dennoch war das kühne Hervortreten der Mary Wollstonecraft kein vergebliches gewesen. Der schwere Stein war ins Rollen gebracht, und schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entstanden in England zahlreiche Vereine, die es sich theils zur Aufgabe machten, politische Rechte für die Frauen zu erringen, theils ihnen die Zulassung zu allen Studien und Berufen zu erzwingen. Von wie grossem Erfolg die letzteren Bestrebungen gekrönt sind, ist bekannt. Schon in der Mitte des Jahrhunderts wurden in England Hochschulen für Frauen gegründet und nach und nach öffneten sich ihnen fast alle Universitäten des Landes. Heute wirken zahlreiche weibliche Aerzte und Beamte verschiedenster Kategorien in England. Fast alle freien Berufe haben sich den Frauen erschlossen. Auf politischem Gebiet haben die Frauen Englands bis heute das aktive und passive Wahlrecht in die Gemeindevertretung, Bezirksverwaltung und Armenpflege und in den Schulrath erreicht, und viele Frauen haben auch wirklich in diesen Körperschaften Sitz und Stimme. Für den Grafschaftsrath besitzen sie das aktive Wahlrecht, und dass ein Gesetzentwurf, der den Frauen das Wahlrecht für die Reichsvertretung zusichern soll, bereits die zweite Lesung im Hause der Gemeinen glücklich passirt hat, ist ja allgemein bekannt. Lange wird es in England wohl kaum mehr dauern, bis die Frauen gleiche politische Rechte wie die Männer besitzen werden.

Wie gross aber ist der Abstand nach dieser Richtung, der England von anderen Nationen trennt!

Vor Allem haben die Frauen Englands zu allen Zeiten das Recht gehabt, politische Vereine zu bilden, ein Recht, das sie in Deutschland und Oesterreich noch heute nicht besitzen. Damit fehlt uns aber einer der wichtigsten Hebel, um die Sache des Frauenstimmrechtes energisch anzufassen. Deutschland und Oesterreich sind in ihrer ganzen politischen Entwicklung immer sehr langsam gewesen, kein Wunder, dass auch die Frauen hier länger als in anderen Ländern politisch vollständig indifferent blieben. Am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts spielten Frauen im geistigen Leben der Nation eine nicht ganz unbedeutende Rolle. Aber ihre Bestrebungen waren lediglich litterarisch und schöngeistig. Von einem Streben nach politischer Bethätigung, ja nur nach höheren Studien oder der Erwerbung individueller Rechte für alle Frauen war kaum jemals die Rede.

Erst die Entwicklung der Grossindustrie, das ganz veränderte Wirthschaftssystem, das sich nach der Erfindung der Dampfmaschine geltend machte, zerstörte in verhältnissmässig kurzer Zeit die Idylle des deutschen Frauenlebens, die bis dahin gegen jeden Einfluss revolutionärer Ideen gefeit zu sein schien.

Der wirthschaftliche Umschwung machte sich zwar zuerst in den unteren Klassen der Bevölkerung fühlbar, wo die Grossindustrie schon im Entstehen daran ging, Frauen und Kinder auf den Arbeitsmarkt zu reissen und so die alten Traditionen des Familienlebens zu vernichten. Aber gar bald machte sich der wirthschaftliche Umschwung auch im Bürgerthum geltend. Die kleinbürgerlichen und mittelbürgerlichen Existenzen wurden heftig bedroht. Der kleine und mittlere Kaufmann und Industrielle konnte der Konkurrenz durch die Grossindustrie schwer Stand halten. Er sank gar oft aus seiner selbstständigen Stellung herab in die eines Angestellten grosser Unternehmer und sah sich so ausser Stande, seinem Sohne eine sichere Existenz in seinem eigenen Beruf zu bieten und seine Tochter standesgemäss zu versorgen. So sank ein Theil dieses Nachwuchses in das Proletariat hinab, ein anderer aber, und von diesem wieder der männliche Theil, überfluthete die freien Berufe, während zahlreiche Mädchen der bürgerlichen Klasse sich vor die Nothwendigkeit gestellt sahen, sich selbst zu ernähren, ohne dass ihnen die Gesellschaft dazu Mittel und Wege geschaffen hätte. Die zunehmende Unsicherheit in der Existenz des einzelnen Mannes erschwerte auch die Eheschliessungen, und so kam es, dass zuerst aus der Mitte jener unverheiratheten Frauen, die sich als Gouvernanten und Privatlehrerinnen trübselig hinbrachten oder als überzählige Kostgänger den Haushalt von Verwandten belasteten und so einem trostlosen Alter entgegengingen, zuerst der Ruf laut wurde nach Gleichstellung der Geschlechter und nach Zulassung der Frauen zu den gelehrten Berufen. Bald aber waren es auch verheirathete Frauen, die nachdrängten. Diese sahen sich einerseits gezwungen, ihren Männern beizustehen in dem immer schwerer werdenden Existenzkampf, andererseits aber fühlten sie sich durch den technischen Fortschritt immer mehr von den Mühen des Haushaltes entlastet. Nicht nur, dass die Hausfrau nicht mehr spann und wob, auch das Stricken und Nähen kommt immer mehr im Haushalt ausser Gepflogenheit, denn die Grossindustrie stellt Wäsche und Wirkwaaren so billig her, dass gerade die wirthschaftlich bedrängten Frauen es für Zeitvergeudung halten würden, solche Dinge selbst anzufertigen.

Während sich nun unter den Frauen der kleineren Bürgerklasse das Bedürfniss nach neuen Berufszweigen immer dringender geltend machte, ging auch der Staat daran, das Beispiel der Industriellen nachzuahmen und die billigere Frauenarbeit auszubeuten. Als z. B. in Oesterreich im Jahre 1869 das neue Schulgesetz herauskam und plötzlich eine grosse Zahl von Schulen gegründet wurde, liess der Staat Lehrerinnen ausbilden, um sie an Mädchenschulen anzustellen, natürlich mit geringeren Bezügen, als sie die Lehrer haben. Ebenso ging es auf Post- und Telegraphenämtern, und bald machte sich auch bei grossen Privatunternehmungen, wie in Banken, bei Versicherungsgesellschaften etc., der Trieb geltend, die Kosten für einen immer mehr anwachsenden Beamtenstand durch Heranziehung der Frauarbeit zu verringern.

Diese Frauen und Mädchen des kleinen und mittleren Bürgerthums, die sich nun aus dem Hause und auf den Arbeitsmarkt gedrängt sahen, bilden den Kern der bürgerlichen Frauenbewegung, deren Bestrebungen zunächst nach der

Eröffnung höherer Schulen und dem Zutritt zu besser lohnenden Berufen für Frauen abzielte. Aber nicht lange blieb diese Bewegung rein wirtschaftlich, ja sie war es eigentlich kaum je. Wenn auch der wirtschaftliche Umschwung den Anstoss dazu gab, so fühlten sich doch bald zahlreiche Frauen von dieser Bewegung angezogen, die nicht zu den wirtschaftlich Bedrängten gehörten, sondern vielmehr nach geistiger Kultur, nach Entwicklung und Bethätigung ihrer Individualität verlangten, solche, die die Unterdrückung des Weibes als eine Schmach, das Zerreißen der Ketten, die ihr Geschlecht belasten, als eine heilige Pflicht empfanden.

So kam es, dass sich zu der wirtschaftlichen Bewegung bald eine geistige und sittliche gesellte, dass neue Forderungen und neue Ideale für das Weib aufgestellt wurden, ja dass sogar das ideologische Element in der bürgerlichen Frauenbewegung zeitweilig die Oberhand bekam und die Gefahr nahe lag, es könnten die wirtschaftlichen Ziele immer mehr in Vergessenheit gerathen.

Aber diese mächtige Bewegung hatte nicht nur manches Stadium der Kleinlichkeit und Einseitigkeit zu durchlaufen, manchen Irrthum zu überwinden, sondern auch heute noch haben sich zahlreiche Fraktionen der leider recht zersplitterten Bewegung von einseitigen Bestrebungen und engherzigen Vorurtheilen nicht frei gemacht.

Das Schlimmste aber ist, dass die bürgerliche Frauenbewegung auf all' jenen Etappen einen Theil ihrer Anhängerinnen zurückgelassen hat, gleichsam als warnendes Exempel und zum ewigen Gedächtniss an ihre Kinderkrankheiten.

Fing die Frauenbewegung berechtigterweise damit an, die Zulassung zu höheren Schulen und zu den freien Berufen für die Frauen zu fordern, so giebt es noch heute Vereine, die in dieser Forderung die ganze Aufgabe der gesamten Bewegung erblicken und alle sozialen und politischen Reformbestrebungen entschieden von sich weisen. — Wenn das Verhältniss der Geschlechter zu einander, wenn die doppelte Moral des Bürgerthums, die die gleichen Handlungen bei Mann und Weib mit zweierlei Maass misst, wenn die Sittlichkeitsheuchelei der bürgerlichen Klassen mit Recht die Entrüstung der fortschrittlichen Frauen erregt, so war es doch einer der gefährlichsten Irrthümer, denen die Frauenbewegung zeitweilig anheim fiel und denen ein Theil ihrer Verfechterinnen noch jetzt anhängt, den Kampf um Frauenrechte zu einem Kampf gegen das männliche Geschlecht zu machen. Solche Frauen verkannten und verkennen eben, dass durch Entrüstung und Moralpredigten ein Zustand nicht beseitigt werden kann, der so tief in unserer ganzen Gesellschaftsform begründet ist. Nicht die Männer als solche zu bekämpfen, kann die Aufgabe der Frauenbewegung sein, sondern die Vorurtheile zu bekämpfen, die der Frau ihre Rechte vorenthalten wollen, ob diese Vorurtheile nun in Männer- oder in Frauenköpfen stecken.

Die Vorkämpferinnen der bürgerlichen Frauenbewegung gehen von dem Standpunkt aus, dass es wichtige, dringende und unaufschiebbare Angelegenheiten giebt, die die Frauen aller Klassen und aller Nationen angehen. Die giebt es nun ohne Zweifel. Die ungünstige gesetzliche Stellung der Frau in der Ehe, ihre beschränkte Gewalt den Kindern gegenüber, ihre politische Rechtlosigkeit, das sind gewiss Dinge, die alle Frauen betreffen, wenn sie auch nicht alle gleich nahe betreffen.

Die reiche Frau, die in Wohlleben und Müssiggang dahinlebt, ist viel zu schlaff, um sich für irgendwelche Rechte einzusetzen. Sie scheut auch die

Oeffentlichkeit und das Zusammengehen mit Frauen. die nicht „zur Gesellschaft“ gehören. Die Arbeiterin dagegen, die mühsam einherkeucht unter dem Joch kapitalistischer Ausbeutung, deren Leben eine ewige Hetzjagd nach dem dürftigen Stück Brod, ein ewiges Aengstigen und Quälen um den nächsten Tag ist, ihr liegen Bestrebungen um erweiterte Mutterrechte, um geistige Erhebung und um politische Gleichberechtigung fern, denn nicht durch die Vorrechte des anderen Geschlechts sieht sie sich so sehr bedrückt, als durch die Vorrechte des Besitzes.

Es ist nur der Mittelstand, aus dem sich die Anhängerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung rekrutiren, und auch hier kann sie den Boden nur schrittweise gewinnen. Diejenigen Frauen, die ein sorgloses, wenn auch bescheidenes Dasein führen, entbehren des mächtigsten Antriebes, der Noth, und selbst diejenigen, die ihrer ganzen Lage nach schon fast zum Proletariat gehören, hängen mit unendlicher Zähigkeit an den Sitten und Gebräuchen der Bourgeoisie und glauben, sich vor dem Versinken ins Proletariat dadurch retten zu können, dass sie ausser den unfreiwilligen Beschränkungen, die ihnen ihre wirthschaftliche Lage auferlegt, noch freiwillig solche auf sich nehmen, in die die sinnlosen und verkehrten Anstandsregeln des Bürgerthunis das Weib einzuengen suchen.

Die Lage dieser Frauenschicht ist eine überaus traurige. Was kann ihr die bürgerliche Frauenbewegung bieten? Was insbesondere denjenigen Frauen, die zum Erstreben und zur Ausübung eines gelehrten Berufes nicht die Fähigkeiten besitzen? Diesen kann man kaum etwas Besseres wünschen, als dass sie endlich dahin gelangen, aus ihrer künstlichen Situation, in der sie dreifach bedrängt und hilflos sind, herauszufallen und Anschluss zu finden an die Arbeiterklasse, wo sie mitgenommen werden von dem gewaltigen Zug nach vorwärts, der diese Klasse belebt.

Wenn durch die Umwälzung, die die Grossindustrie hervorbrachte, zahlreiche bürgerliche Frauen aus einer wirthschaftlich geschützten Lage plötzlich auf den Markt getrieben und gezwungen wurden, ihre geringe Arbeitskraft um jeden Preis zu verkaufen, so verschwindet diese Zahl doch fast vor der der Frauen aus dem Kleinbauern- und Arbeiterstand, denen es noch viel schlimmer erging.

Das grenzenlose Elend, das über tausend und tausend Familien gebracht wurde, die Grausamkeiten und Naturwidrigkeiten, die die schrankenlose Ausbeutung der Frauennarbeit, die Unmenschlichkeit, die die Anwendung von Kinderarbeit in der ersten Blüthezeit der Grossindustrie in England mit sich führte, sind uns in zahlreichen Werken, besonders aber von Marx und Engels in schauerlich lebendigen Bildern vorgeführt worden.

Als dieser Druck am unerträglichsten geworden war, veranlasste er endlich insofern eine Reaktion, als der Staat befürchten musste, durch die Verelendung der heranwachsenden Generation und durch die Entkräftung der Mütter seine Wehrkraft auf das Schwerste bedroht zu sehen. Andererseits hatte die englische Arbeiterschaft in ihren hoch entwickelten Gewerkschaften auch in schlimmsten Tagen einen starken Rückhalt. Sie gewann die Mitwirkung fähiger und charaktervoller Männer der Bürgerklasse und wusste mit deren Hilfe Schutzgesetze zu erzwingen, die die Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit beschränkten. Heute giebt es auch in vielen anderen Industrieländern Arbeiterinnenschutzgesetze, so in Deutschland, der Schweiz und auch in Oesterreich. Dass aber diese Gesetze und noch mehr ihre Durchführung sehr viel zu wünschen übrig lassen, das

haben die Streiflichter gezeigt, die der Berliner Konfektionsstrike vor zwei Jahren auf die entsetzliche Lage der Berliner Arbeiterinnen warf, und nicht minder die Erhebungen der Frauenarbeits-Enquête, die ungefähr um dieselbe Zeit in Wien gepflegt wurden.

Die Noth, die durch die industrielle Frauenarbeit entstand, wird von der ganzen Arbeiterklasse gleichmässig empfunden, aber je nach ihrer Parteistellung sucht sie nach Mitteln, um sich vor diesem schädigenden Einfluss zu retten. Die reaktionären Parteien verlangen Verbot der Frauenarbeit in gewerblichen Betrieben. Sie wollen die Frau, für deren Befreiung aus der Haussklaverei die Grossindustrie viel gethan hat, wenn auch in der grausamsten Weise, in das Haus zurückdrängen: aus der Industriesklavin wieder eine Haussklavin machen. Die fortschrittliche Arbeiterpartei dagegen, d. h. die Sozialdemokratie, will Mann und Weib zugleich von den Fesseln des Kapitalismus befreien und ist einseitig bemüht, den unseligen Vortheil, den die weibliche Arbeitskraft durch ihren niedrigeren Preis in den Augen der Unternehmer hat, dadurch zu paralysiren, dass sie besondere Schutzgesetze für die Frauenarbeit fordert, als da sind: Verkürzung der Arbeitszeit, Verbot der Nacharbeit, Verbot der Arbeit in gesundheitschädlichen Betrieben für Frauen und Verbot der Arbeit einige Wochen vor und nach Entbindungen, und dass sie die Durchführung solcher Gesetze, wo und insoweit sie bereits bestehen, hartnäckig durchzuführen bestrebt ist. Andererseits aber bemüht sich die Sozialdemokratie, die Frauen zu organisiren und dadurch so weit zu stärken, dass sie einer weiteren Reduzirung ihrer Löhne Widerstand leisten und, wo es irgend angeht, gleiche Löhne mit den Männern anstreben können.

Die Männer der bürgerlichen Klasse hingegen stemmen sich mit brutaler Gewalt gegen das Eindringen der Frauenarbeit in ihre Berufssphären, und sie stemmen sich natürlich vergebens, weil eben der wirthschaftliche Druck, der die Frauen auf den Arbeitsmarkt treibt, stärker ist als jeder Widerstand, den man ihnen entgegensetzt. Darüber aber versäumen es die bürgerlichen Männer, die Frauen auf jegliche Weise daran zu hindern, ihre Arbeit unter dem bis dahin üblichen Preis zu verkaufen und sich der Ausbeutung gegenüber besonders flügsam zu zeigen. Sie versäumen so das einzige Mittel, das sie von erheblichem Schaden durch die Frauenarbeit in den liberalen Berufen retten könnte.

Die Sozialdemokratie ist die einzige Partei, die Arbeiterschaft die einzige Klasse, die erkannt hat, dass für bessere Arbeitsbedingungen der Frauen eintreten, heisst, sich aus der Konkurrentin eine Verbündete zu machen, und die den Befreiungskampf des Weibes zu fördern sucht.

Die Männer und Frauen der Arbeiterklasse haben eben einen gemeinsamen Feind: den Kapitalismus. Das zwingt sie, zusammenzuhalten und, was sie als Geschlechtswesen trennt, zu vergessen gegenüber dem, was sie als Proletarier einigt.

Ganz anders ist es im Bürgerthum, wo das Weib lediglich von dem Manne ihrer eigenen Klasse unterdrückt und ausgebeutet wird. Hier stehen sich die Interessen der beiden Geschlechter vielfach feindlich gegenüber, weil kein gemeinsamer Gegner da ist. Der Kampf der bürgerlichen Frauen mag sich darum auch vorübergehend nur gegen eine Gruppe der bürgerlichen Männer, ja er mag sich sogar zeitweilig gegen eine Gruppe ihres eigenen Geschlechts richten, in letzter Linie gilt er und muss er der herrschenden Klasse gelten.



Das aber ist es, was die bürgerliche Frauenbewegung nicht nur auf einen schwierigen, sondern auch auf einen ungesunden Boden stellt, auf den des widernatürlichen Kampfes der Geschlechter.

Auf welche Weise sollen nun aber die bürgerlichen Frauen ihre Rechte in Anspruch nehmen? Sollen diejenigen, die den heutigen Zustand als schlecht und unhaltbar erkennen, sich an die Seite derer stellen, die diese Gesellschaftsform am schärfsten bekämpfen, sollen sie eintreten in die Reihen der Sozialdemokratie?

Die grosse Mehrheit der bürgerlichen Frauen ist leider wirthschaftlich nicht selbständig genug, um mit der eigenen Klasse brechen zu können, und die gesellschaftlichen und Familienbande, die sie zurückhalten, sind vielleicht noch stärker.

Die Arbeiterin muss, um sich der Sozialdemokratie anzuschliessen, nur zum Klassenbewusstsein erwachen; die bürgerliche Frau aber muss, um dasselbe zu thun, über ihr Klassenbewusstsein und ihr Klasseninteresse hinauswachsen. Das ist natürlich viel schwerer und kann immer nur von Einzelnen erwartet werden. Andererseits, so willkommen der sozialdemokratischen Partei diese einzelnen Frauen aus der Intelligenz sind, wenn sie es so weit gebracht haben, den Kampf des Proletariats mit Verständniss und Hingebung mitzukämpfen, so wäre ihr doch ein Eindringen grösserer Massen bürgerlicher Frauen kaum willkommen. Zumindest heute noch nicht, wo besonders in Oesterreich die sozialdemokratische Arbeiterinnen-Organisation noch nicht zahlreich und stark genug ist, um solche fremde Elemente in grösserem Umfang aufnehmen zu können, ohne dabei Gefahr zu laufen, von ihrem eigensten und wichtigsten Standpunkt, dem des Klassenkampfes, nach und nach verdrängt zu werden.

Auch der vorgeschrittenste Theil der bürgerlichen Frauenbewegung ist also heute noch nicht genug entwickelt, um zur Sozialdemokratie stossen zu können; die weibliche Sozialdemokratie ist noch nicht stark genug, um sie aufnehmen zu können.

Darum muss die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung gesondert vorgehen. Ihre Arbeitsfelder sind heute noch verschieden. Was aber nicht verschieden sein muss und soll, das ist ihr Ziel, Auch der entwickeltste Theil der bürgerlichen Frauenbewegung glaubt, das Seine erst durch eine völlige Umgestaltung der bestehenden Gesellschaft erreichen zu können. Einstweilen aber ist es die Aufgabe der radikalen bürgerlichen Frauen, zersetzend auf diese überlebte Gesellschaftsform zu wirken und die Frauen ihrer Klasse für ihre künftigen grossen Aufgaben zu erziehen. Jede Frauenbewegung ist an sich schon eine revolutionäre Bewegung, und sie ist es selbst dann bis zu einem gewissen Grad, wenn sie noch so schüchtern auftritt und mit vielen Vorurtheilen behaftet ist. Denn die gegenwärtige Gesellschaftsordnung beruht zum grossen Theil auf der Knechtschaft der Frau, sie beruht auf ihrer wirthschaftlichen und sozialen Abhängigkeit, ja sie beruht sogar wesentlich auf den sittlichen Vorurtheilen, in denen die bürgerlichen Frauen heute noch so tief befangen sind, und die den Männern die allerngerchesten Vorrechte sichern. Es ist ein grosser Irrthum, wenn man meint, es bedürfe nur der Hebung des Sittlichkeitsgefühls unter den Männern, nur der Beseitigung tief eingewurzelter Vorurtheile bei den Frauen, um so korrupte Sittlichkeitsgesetze, wie die heute herrschenden sind, zu beseitigen. Gewiss kann man es einzelnen Männern und Frauen begrifflich machen, dass

die geschlechtliche Anarchie, in der die Mehrzahl der Männer heute lebt, ebenso unsittlich und ungesund ist, als die sklavische Gebundenheit, in der verheirathete, sowie unverheirathete bürgerliche Frauen gehalten werden. Jeder vernünftige und jeder sittlich empfindende Mensch muss einsehen, dass hier ein schreiendes Unrecht geübt wird, aber dieses kann nur mit einer gänzlichen Umwandlung der bestehenden Verhältnisse beseitigt werden.

So lange das eheliche Kind eine von dem unehelichen ganz verschiedene Rechts- und Vermögensstellung hat, kann die bürgerliche Gesellschaft Vorurtheile nicht ablegen, die ihr für das Besitzthum ihrer „Stützen“ die regelrechte Erbfolge sichert. Mit dem Erbrecht ist auch das Bedürfniss nach legalen Erben entstanden und somit das Bedürfniss nach der Achtung und Verfolgung der Frau, die ausserhalb der Ehe Mutter geworden ist. Deshalb kann nur die Abschaffung des Erbrechtes das Joch der Geschlechtssklaverei von den Schultern der bürgerlichen Frau nehmen.

Bis dahin werden bürgerliche Frauenrechtlerinnen gegen die Heuchelei der doppelten Moral predigen, ohne diese aus der Welt schaffen zu können. Was sie aber durch ihre Propaganda erreichen können, das ist, dass sie den Geist der Empörung über eine Gesellschaftsform, die solche Zustände und Anschauungen nothwendig macht, in den Frauen ihrer Klasse erwecken und nähren.

Die Proletarierinnen bedürfen einer solchen Propaganda nicht. Wo nichts zu vererben ist, bedarf man auch keines legalen Erben. Darum ist das Vorurtheil gegen die uneheliche Mutterschaft auch bei den Besitzlosen ein überwundener Standpunkt. Die Arbeiterinnen brauchen sich garnicht mehr aufzuhalten bei einer Sache, die für die bürgerliche Frauenbewegung einen wichtigen Programmpunkt bildet und können sich darum ausschliesslich ihrer grossen Aufgabe zuwenden, die mit der Aufgabe des kämpfenden männlichen Proletariates fast gänzlich zusammenfällt, und nur dort eine noch grössere ist, wo es gilt für die Frauen Rechte anzustreben, die die Männer, wenn auch oft nur in beschränktem Ausmass besitzen: das Vereinsrecht und das Wahlrecht.

Die am besten und die am allerschlechtesten situirten Frauen sind es, die heute noch in überwiegender Zahl dem Befreiungskampf ihres Geschlechtes gleichgiltig zusehen. Die letzteren aus dumpfer Verzweiflung, die nicht an frohe Verheissungen glauben kann, die erstere aus dumpfer Zufriedenheit, die jedes Gefühl für Freiheit und Menschenwürde erstickt.

Zu jenen Tiefbedrückten muss und wird die Sozialdemokratie eine Brücke schlagen, um sie in ihr Lager zu ziehen. Jene Uebersatten aber werden nicht erwachen, ehe nicht eine völlige Umwälzung der heutigen Ordnung sie aus ihrer trägen Sicherheit reissen und mit ihrer äusseren Lage auch ihr Denken revolutioniren wird.

## Die Reichstagswahlen.

Von  
Simon Katzenstein.

(Mainz.)

[Schluss].

Mächtig ist die Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen in mehreren Bezirken. In Oberschlesien schwollen sie von 4969 auf 25485 an und stiegen in den eigentlichen Industriekreisen bis aufs Dreissig-

fache. Nach den Erfahrungen im preussischen Saargebiet (1890 ca. 17800 Stimmen, 1893 nur 2300) darf man freilich diese Eroberungen noch nicht als endgiltige ansehen. Es wird noch viele Arbeit erfordern, dort einen festen Stand zu gewinnen. Bereits über die Massregelungen gegen viele hunderte armer Bergleute, und die gotteingesetzten Obrigkeiten weltlicher und geistlicher Art werden mit dem heiligen Kapital zusammen ihre früheren Grossthaten in der Rettung des bethörten Volkes vor den Umstürzern noch zu überbieten suchen. In den ostpreussischen Landkreisen wuchs unsere Stimmenzahl von 12400 auf 31800. Auch Württemberg, Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, das übrige Schlesien, Hannover u. a. weisen eine Vermehrung um 30—50 % der Stimmen von 1893 auf. Im Königreich Sachsen streiften wir mit fast 300000 hart an die Mehrheit der abgegebenen Stimmen, die ohne die landesüblichen Wahlmittel der kapitalistischen Parteien und ihrer behördlichen Organe überschritten worden wäre. Hier, in der Provinz Sachsen, in Thüringen, Anhalt und Braunschweig, also im eigentlichen Herzen Deutschlands, das am dichtesten mit einer ziemlich gleichmässig verbreiteten Gross- und Hausindustrie und kapitalistisch betriebener Landwirthschaft überzogen ist, beträgt die Zahl der von uns errungenen Mandate insgesamt 23 unter 60, und die Differenz der Stimmen bei der entscheidenden Abstimmung war mehrfach minimal, so dass einige Nachwahlen für uns ziemlich sicheren Mandatszuwachs bedeuten würden. In diesem Gebiet ist die Sozialdemokratie bereits so gleichmässig verbreitet, die Furcht vor ihr in den Wählerkreisen anderer Oppositionsparteien bereits so weit geschwunden, dass sie schon nahezu über die ihrer Stimmenzahl entsprechende Zahl von Mandaten verfügt. Diese Erscheinung wird auch in den anderen Gebieten eintreten, und sofern das Reichstagswahlrecht in seiner jetzigen Form bestehen bleibt, wäre bei der übernächsten Reichstagswahl etwa der allgemeine Umschwung zu erwarten, nach dem die Zahl unserer Mandate zunächst entsprechend der unserer Stimmen, später sogar stärker steigen wird. Er dürfte die herrschenden Parteien dem Gedanken des Proportionalsystems anstatt ihres jetzt mit der rücksichtslosen Brutalität der Privilegirten vertheidigten „Majorzes“ rasch geneigt machen. Glänzend wie immer hält sich Hamburg mit 82 000 Stimmen (62,5 %) gegen 49 000 gegnerische (1893: 75 500 = 59,2 % gegen 48 500 der Gegner).

In anderen Landestheilen ist nur ein geringer Stimmenzuwachs seit 1893, theilweise selbst ein Rückgang zu verzeichnen. Im Königreich Sachsen wurden in 15 Wahlkreisen rund 34000 Stimmen gewonnen, davon 23500 in den 10 ostsächsischen, in den 8 anderen dagegen 4800 verloren. Auch dem glänzenden Erfolg in Oberschlesien, bei dem übrigens momentane lokale Ursachen (Grenzsperre im Interesse des Fleischwuchers der Grossagrarien) beteiligt sind, stehen Stimmenrückgänge in 4 ländlichen Kreisen gegenüber, ebenso in je 4 württembergischen und schleswig-holsteinischen Landkreisen etc. Der Stillstand im Ruhrgebiet, der auch für den Niederrhein gilt (in den 5 hauptsächlichen Kreisen wurden dort rund 38000 Stimmen abgegeben gegen 30600 bzw. 27200 bei den vorhergehenden Wahlen) ist bereits erwähnt. Am auffälligsten ist der Wahlausfall in Berlin, wo zwei 1893 gewonnene Kreise nicht gehalten

werden konnten und unsere Stimmenzahl von rund 151000 im Jahre 1893 (126300 in 1890) nur auf 155400 anwuchs, die 4 ersten Wahlkreise einen Stimmenrückgang und nur der 5. und 6. eine Zunahme zu verzeichnen hatten. Die Stimmen der Gegner verminderten sich von rund 107900 auf 105800, während die Zahl der Stimmberechtigten von 373900 auf 397200 zugenommen hatte. Der Vorwärts suchte daraus, vornehmlich mit Rücksicht auf die Stimmenrückgänge der Gegenparteien, einen relativen Erfolg (insgesamt in Berlin 59,5 % der abgegebenen Stimmen gegen 56 % im Jahre 1893) selbst in den Wahlkreisen mit Stimmenrückgang zu beweisen und diesen wie überhaupt den Stillstand in Berlin mit dem Hinweis auf den Wegzug der Arbeiter in die Vorortkreise zu erklären. Ein Parteigenosse wies demgegenüber im Vorwärts nach, dass dieser Erklärungsversuch unzutreffend und im Verhältniss zur Zahl der Stimmberechtigten allgemein ein Rückschritt festzustellen ist. Nimmt man, um die Frage der inneren Wanderung auszuscheiden, die Vorortwahlkreise Nieder-Barnim und Teltow-Charlottenburg mit Berlin zusammen, wie das auch dem überwiegend gleichartigen Charakter ihrer Bevölkerung entspricht, so ergeben sich folgende runde Zahlen für die 8 Wahlkreise:

	1893		1898
Wahlberechtigte . . . . .	507 000		589 000
Abgegebene Stimmen . . . . .	360 400	} (71,1 % der Wahlberecht.)	386 400
Sozialdemokraten . . . . .	199 400		220 400
Prozentsatz der Stimmen . . . . .	55,15		57,0
Prozentsatz der Wahlberechtigten . . . . .	39,3		37,4
Gegner . . . . .	161 000		166 000
Prozentsatz der Stimmen . . . . .	44,85		43,0
Prozentsatz der Wahlberechtigten . . . . .	31,8		28,2

Danach ist die absolute Stimmenzahl für die Sozialdemokratie um 21000 gestiegen, die relative im Vergleich mit den abgegebenen Stimmen minimal gestiegen, im Verhältniss zur Zahl der Stimmberechtigten nicht unbedeutlich gesunken. Dass die Stimmenzahl der Gegner bei einer absoluten Zunahme um 5000 relativ noch um etwas stärker gewesen ist, vermag über diese Thatsache, die einen Stillstand in unserer Bewegung in Berlin ausdrückt, nicht hinwegzutäuschen.

Auch in Altbayern hat unsere Stimmenzahl etwas abgenommen. Die Vollmarsche Landagitation, die sich übrigens — zur Beachtung für einige Kritiker! — auf kein Agrarprogramm stützen konnte, ist einstweilen nur dem Bauernbund zu Gute gekommen. Er hat unsere Stimmenzahl in Bayern um 3000 überflügelt. Der Zuwachs von 11000 Stimmen in Bayern (137000 gegen 126000 im Jahre 1893) stammt aus den industriellen Gebieten Mittelfrankens und der Rheinpfalz. Ebenso möchte ich bis auf genaueren Nachweis die Ansicht der Genossin Zetkin, die sie in der Gleichheit ausgesprochen, nach der in dem württembergischen Zuwachs von rund 20000 Stimmen eine beträchtliche Anzahl Bauernstimmen stecken müsste (sie spricht von einer erfolgreichen Agitation unter den Kleinbauern), bezweifeln. Eine eingehendere Nachprüfung der einzelnen Orte in den Gebieten, die eine stärkere Zunahme unserer Stimmenzahl auf dem Lande aufweisen, wie in Oberhessen, zeigt, dass es auch hier ganz überwiegend Arbeiterstimmen sind, die uns zugewachsen sind. Das gewaltige An-

schwollen der Stimmenzahl in Ostpreussen, Mecklenburg, wie vor 5 Jahren in Vorpommern und manchen Theilen von Brandenburg und Provinz Sachsen widerspricht dem nicht. Hier ist der Gegensatz zwischen dem besitzlosen Arbeiter und dem kapitalistischen Unternehmer auch in der Landwirthschaft deutlich ausgeprägt, stärker als in manchen Industrien und namentlich auch in sozialer Beziehung viel deutlicher als im Mittel- und Kleingewerbe. Hier kann nur geistige Zurückgebliebenheit und eine, sei es — was immer seltener wird — patriarchalische, sei es brutal erzvungene Abhängigkeit vom „Herrn“ im Bunde mit der politischen Entrechtung der Landarbeiter das Eindringen der Arbeiterbewegung erschweren und verlangsamen. Nicht verhindern. Dafür sorgt ausser den Wanderungen — Bauarbeiter, Sachsengänger — auch der Militärdienst, der wie jene den Landarbeiter mit den Anschauungen und Ansprüchen des modernen Lebens in Verbindung bringt. Vor Allem aber wirkt hier die allmählich wachsende Unabhängigkeit des Landarbeiters in Folge des wachsenden ländlichen Arbeitermangels, die das altbeliebte Einschüchterungssystem eines Herrn, der auf den Arbeiter mitunter mehr angewiesen ist, als dieser auf ihn, mehr und mehr unwirksam macht.

Anders ist es mit der kleinbäuerlichen Bevölkerung. Mitten in ganz sozialdemokratischen Gebieten, bewohnt von einer Bevölkerung, die zum Theil bereits aus Arbeitern besteht, zum anderen mit der Stadt in ständigem Markt- und sonstigem Verkehr steht, stellen die kleinbäuerlichen Dörfer fort und fort die Mauer des herrschenden Systems, die durch die regste Agitation kaum erschüttert wird. Das macht weniger die Religion — auch die katholischen Arbeiter wachsen uns allmählich in immer stärkerem Maasse zu — als die thörichte Furcht vor den „Theilern“ um den kleinen Besitz. Mehr noch vielleicht der begreifliche Argwohn des auf dem eigenen Besitz als Grundlage seiner Existenz fussenden Kleinproduzenten gegenüber einer Agitation, die von seinen besonderen Verhältnissen entweder ganz absieht oder in der Aufforderung zur Zusammenschaarung der „Kleinen“, des „arbeitenden Volkes in Stadt und Land“ in der Hauptsache doch immer als die einer reinen Partei der Konsumenten erscheint. Diese Bedenken sind es, die den Bauern, auch soweit er weit mehr Arbeiter als Besitzer ist, gegen uns einnehmen. Wer mit einer in absehbarer Zeit zu erwartenden Proletarisirung dieser Volksschichten rechnet, die Millionen, und in vielen Gegenden Mittel-, Süd- und Westdeutschlands noch die beträchtliche Mehrheit der Bevölkerung umfasst, der dürfte sich täuschen.<sup>3)</sup> Wir

<sup>3)</sup> Wenn man sich freilich die Thatsachen aus der Phantasie konstruirt und etwa wie Parvus vor einigen Jahren das selbstgeschlachtete Schwein des Bauern für ein Kuriosum erklärt, wie ein Kalb mit zwei Köpfen, so mag man auch schon Deutschland als riesiges Weideland einiger Bodenmagnaten sehen. Bei uns in Hessen könnte Parvus im Winter viele tausende solcher Wunderkälber finden und so manches mehr. Viel Unheil hat in der Beurtheilung der ganzen Frage auch die zwiespältige Bedeutung des Wortes Bauer ange richtet. Der bayerische Protzenbauer, der norddeutsche Bauer, der seine 50 Hektare mit 4 Pferden bewirthschaftet, sind nicht das Material für unsere Agitation. Für diese handelt es sich um die Schaaren der Kleinen unter 5 Hektaren (Käthner und Büdner), die gar kein Zugvieh, höchstens ein Pferd oder zwei Kühe ihr Eigen nennen, nicht als Ausbeutungs-, sondern als Arbeitsmittel. Es ist übrigens interessant, wie die verschiedenen Gegner eines Agrarprogramms sich mit den Wahlergebnissen abfinden. Einer (Braun) spricht von Er-

müssen entweder auf die Grosszahl ihrer Stimmen verzichten — einzelne splintern immer ab, aber es sind seit vielen Jahren immer nur einzelne — und uns auf die wachsende Industrialisierung des Landes verlassen, die uns mit der Zeit von selbst die Mehrheit geben müsse, womit wir freilich immer noch nicht von diesem Problem der Agrarfrage erlöst wären. Oder wir müssen, unangekränkt von Illusionen, die die Erfahrung zerstört, mit dem Vorhandensein einer lebensfähigen und ganz energisch am „Leben“, d. h. der wirtschaftlichen Selbständigkeit hängenden, kleinbäuerlichen Schicht rechnen und die geeigneten Mittel zu ihrer Hebung und Gewinnung suchen.

Es gilt, die Vereinbarkeit ihrer Interessen mit denen der Arbeiterklasse darzutun: Fortbildung der in diesen Schichten bereits sehr starken genossenschaftlichen Entwicklung, im übrigen durch Schuldentlastung und Betriebsverbesserung Befreiung dieser wie der direkt abhängigen Arbeiterklasse von der Ausbeutung durch das Kapital, um ihr im allgemeinen Interesse rationellste Produktion im technisch vollkommensten Maassstabe zu ermöglichen. Das revolutionäre Element, das an dem Agrarprogramm von 1895 vermisst wurde, würde die stärkere Betonung des Gegensatzes zwischen kapitalistischem und kleinbäuerlichem Grundbesitz, die ich damals bereits gefordert habe, und die Anweisung auf den zu expropriirenden Grossbesitz zu geben haben, während die Frage nach der vollkommensten Betriebsform, die heute noch ungelöst ist und vermuthlich je nach der Art des Bodens und dem Ziel der Bebauung wie nach Geschichte und Art der Bevölkerung verschieden zu lösen sein wird, auszuschneiden hätte. Mit ihr die der Besitzform, die von jener abhängig ist und neben ihr thatsächlich nur eine Formfrage darstellt, deren Lösung — Privateigenthum mit ausgedehntem staatlich-genossenschaftlichem Aufsichts- und Besteuerungsrecht oder Gemeineigenthum mit ausgedehnter Verfügungsfreiheit der auf Dauerpacht gesetzten einzelnen oder genossenschaftlich geeinigten Bebauer und mässiger Pacht? — einfach dem freien Willen der Betheiligten zu überlassen wäre.

In der Zeit bis zur nächsten Wahl darf hier wohl eine gewisse Klarheit innerhalb der Partei, die die Aufstellung eines Programms mit grösserer Einmüthigkeit ermöglicht, erwartet werden. So lange aber wird wohl auch die Mauer der antikollektivistischen Bauernschädel fest und unsere Bewegung zwar eine proletarische, darum aber auch sozial und territorial nur eine Theilbewegung bleiben. So lieferten die 35 Grossstadtwahlkreise noch 29,50 % (1893: 31,1 %) unserer Stimmen mit Zurechnung der Vorortwahlkreise, die mit jenen zusammen noch kein Viertel der gesammten Bevölkerung umfassen, ist es wohl kaum weniger als die volle Hälfte. Uebrigens hatten wir bei der letzten Wahl in den Grossstadtwahlkreisen die grosse Mehrheit der Stimmen: 709 000 gegen 605 000 gegnerische (1893 noch 589 000 gegen 592 000). Nur in den rheinischen Grossstädten herrscht noch das Zentrum.

Alles zusammengenommen, muss entschieden betont werden, dass die Zunahme unserer Stimmen im ganzen geringer ist, als in weiten

folgen auch ohne ein solches: gewiss bei Landproletariern oder rein als Protest bei verhungerten Bauern unter ganz besonderen Verhältnissen, der andere (Eichhorn) sieht überhaupt von der Gewinnung der bäuerlichen Bevölkerung ab: ein etwas zu bequemer und ausserhalb Sachsens völlig ungangbarer Weg.

Parteikreisen erwartet wurde, gegenüber den Versuchen, das Ergebniss als ein „alle Erwartungen übertreffendes, glänzendes“ hinzustellen, durch die die Parteigenossen nur zu einer falschen Ueberhebung, die in Wahrheit nur einer falschen Bescheidenheit in ihren Ansprüchen entspränge, verführt werden könnten.

Die Sozialdemokratie hat das Recht und die Pflicht, grosse Ansprüche zu machen. Sie musste das um so eher, wenn sie die Entwicklung der letzten Jahre betrachtete: das riesige Vordringen der Grossindustrie und dessen Feststellung durch die Gewerbezahl, den Stillstand der Sozialpolitik, die letzte Brodtheuerung — daneben die Umsturz- und Entrechtungs politik, die Selbstpreisgabe des Zentrums in der Flottenfrage, den wachsenden Militarismus, den Zug zum Absolutismus, die Kaiserreden, Majestätsprozesse etc. etc.: welche Fülle von Material, von Zündstoff für die Massen! Und doch nur ein relativ mässiger Erfolg. Die optimistische Beurtheilung der jedesmaligen Wahlergebnisse erklärt sich einestheils aus dem mächtigen Eindruck der zuerst einlaufenden Nachrichten aus den grossstädtischen und Industriebezirken, die namentlich das Urtheil des Auslandes bestimmen, dann aus der vor den Stichwahlen zur Einschüchterung des Spiessbürgerthums beliebten Ueberreibung unserer Erfolge durch die offiziöse und kapitalistische Presse, schliesslich durch eine bei uns vielfach üblich gewordene, namentlich vom Vorwärts geübte Renommisterei, die vor der Wahl übertriebene Siegeshoffnungen erzeugt und nachher um jeden Preis eine Abschwächung des Siegesbewusstseins zu verhindern sucht. Etwas mehr Selbsterkenntniss wäre hier werthvoller.

Ebenso aber darf auch die Bedeutung dieser Zunahme nicht unterschätzt werden, wie das von eifrigen Genossen leicht geschehen kann. Ein Aufschwung, wie ihn das Jahr 1890 brachte, wohlverstanden bei einer weit geringeren Agitation, als sie heute geleistet wird, ist durch so viele Ursachen bedingt, vor allem an eine so intensive vorhergehende Unterdrückung geknüpft, dass er ein zweites Mal nicht so leicht eintreten wird. Und ich weiss nicht, ob das sehr zu bedauern ist. Denkt man an die Folgen jenes glorreichen Wahlsieges: die Ueberschätzung unserer Kräfte in weiten Parteikreisen, die gehässigen und erschütternden inneren Kämpfe, die daraus entsprangen, dann wird man ein langsames aber stetiges Wachsthum dem sprunghaften, dem nachher die geistigen Kräfte zur Durchdringung der neu hinzugetretenen Massen und zum Ausbau der starken Organisation, des unentbehrlichen Knochengerüstes der Partei, nothwendig fehlen, immer noch vorziehen müssen. Zudem ist es auch, wenn auch in weiteren Grenzen, namentlich ohne Nothwendigkeit der vielfachen Rückschläge, das einzig Mögliche.

Wo die künstliche Mauer, die Unterdrückung und Verleumdung unserem Vordringen in den Weg stellen, endlich fällt, da prasselt es auf, wie wenn die Flamme in dürres Reisig fällt, und alle innerlich vorbereiteten Elemente werden im Nu von der Bewegung ergriffen. So 1890 in weiten Kreisen, 1893 im Ruhrgebiet, diesmal in Ostpreussen und Oberschlesien. Ist das dürre Holz aufgezehrt, so bietet das grüne der Flamme ganz anderen Widerstand und wird nicht so leicht in Gluth gesetzt. Dazu kommt, dass manche überschwinglichen Hoffnungen unerfüllt bleiben und

sanguinische Elemente dann leicht einen Rückschlag der ursprünglichen Begeisterung erleiden — so am Niederrhein, wohl auch in Berlin —, und schliesslich, dass auch unsere Gegner lernen. In den protestantischen Gebieten setzt eine furchtbare Unterdrückung ein, die zuletzt uns zu Gute kommt, fürs erste aber, zumal auf dem Lande, ihren Zweck nicht verfehlt. Die „geistigen Waffen“ sind hier, wo das Volk geistig höher zu stehen pflegt, die Herrschenden aber politisch weniger geschult sind, als in den katholischen Bezirken, meist sehr wenig wirksam. In katholischen Gebieten dagegen wirkt neben dem brutalsten materiellen Druck — hier wirkt er als Ruin der Existenz, dort als eine wohl abgemessene und sehr rentable Art christlicher Liebeshätigkeit, daneben überall als eine für den Fernstehenden geradezu unfassbare Terrorisirung des Familienlebens durch Vermittelung der religiös fanatisirten Frau — eine sehr kluge und wirksame Organisation und Agitation, die der unseren häufig überlegen ist. Die Geistlichen sind zahlreich, mit äusserer Autorität ausgestattet, meist aus dem Volke hervorgegangen und mit seinen täglichen Leiden durch Krankenbesuche, Armenwesen und Beichte völlig vertraut, sozialpolitisch vorgebildet und — was unseren Agitatoren, auch denen aus der Arbeiterklasse, so häufig abgeht — der volksthümlichen Rede mächtig, nicht selten mit sehr plumpem, aber stets wirksamem Humor. Diesen Vorzügen, die für das katholische Westdeutschland in höherem Grade gelten mögen als für Bayern und den Osten mit ihrer minder gebildeten Geistlichkeit, steht zur Seite eine rücksichts- und gewissenlose Agitation. Mit Vorliebe hetzt sie den religiösen Fanatismus auf, sucht dazu jedes der Missdeutung fähige Bröckchen aus unserer Literatur und Presse zusammen und operirt unbedenklich mit den abgestandensten, aber immer noch wirksamen Vorurtheilen und Verleumdungen. Ferner aber verfügt sie über eine sorgsam aufgebaute Organisation katholischer Arbeiter-, Bauernvereine, Bruderschaften etc., die ihren Mitgliedern als fürsamen Lämmern mancherlei Begünstigung im Arbeitsverhältniss und Geschäftsleben sichert und durch den Zusammenhang mit Wohlthätigkeit und Kirchendienst auch Vortheile sonstiger Art in Aussicht stellt: kurz eine starke Macht, die durch den Zustrom völlig klerikalisirter Arbeitskräfte aus den katholischen Landbezirken immer neue Stärkung erfährt. Und doch erweist sie sich auf die Dauer als unwirksam. Die katholische Arbeiterorganisation ist bereits eine Konzeption an die Arbeiterbewegung und langsam, sehr langsam, aber sicher werden auch ihre Angehörigen mit neuem, sozialistischem Geiste erfüllt, so dass auch in katholischen Bezirken, wie jetzt auch die Kölnische Volkszeitung in einer Zuschrift aus Hessen bekümmert einräumt, die Sozialdemokratie unaufhaltsam vorwärts dringt. So wurde im Mainzer Wahlkreis der Zentrums kandidat nur durch das einmüthige Eintreten der protestantischen nationalliberalen Bauern des Kreises Oppenheim gewählt, während die katholische Stadt- und Arbeiterbevölkerung in ihrer Mehrheit sozialdemokratisch wählte. Auch hier ist es zuletzt wieder weniger die religiöse Frage — die bei dem Hand in Hand gehen der Nationalliberalen und der Zentrumsparthei und bei der ebenso prinzipiell wie agitatorisch richtigen Behandlung der religiösen Punkte, die in unserer Agitation jetzt zumeist Platz gegriffen hat, allmählich in den Hintergrund



trift — als wiederum der wirthschaftliche Gegensatz, der den Bauern vom Arbeiter trennt und zum Bollwerk der Reaktion macht.

Kann unter allen diesen Umständen ein sprunghaftes Emporschnellen unserer Stimmenzahl nicht mehr erwartet werden, so ist das Ergebniss im Ganzen — im Einzelnen wird es vielfach anders lauten — auch nicht voll genügend.

Das Wahlrecht ist freilich in weiten Kreisen noch immer nicht genug in seiner Bedeutung gewürdigt. Wenn Albert Weidner als Vertreter der anarchistischen Orthodoxie, die ja erfreulicherweise auch im eigenen Lager kritisch beurtheilt zu werden anfängt, jüngst an dieser Stelle ausführte, dass eine Entziehung dieses Rechts die deutschen Arbeiter auf einen anderen Weg führen dürfte, so ist es ja klar, dass sie nicht mehr abstimmen würden, wenn ihnen das Wahlrecht fehlte. Aber sie hätten dann eine andere Parole: Wiedergewinnung des geraubten Wahlrechts! Und ein wiedererobertes Wahlrecht, bei dessen Erkämpfung noch einiges Weitere in Fluss kommen würde, wie etwa die Frage der Monarchie und ähnliche, würde anders gewerthet sein, als das jetzige, das dem deutschen Volke in den Schooss gefallen ist als Frucht Bismarckischer Gewaltpolitik. Von diesem Standpunkt aus möchte man Attentate auf das Wahlrecht fast wünschen.

Uebrigens ist von dem jetzigen Reichstag keine Beseitigung dieses Rechts zu erwarten. Die Sammlungspolitiker, deren beutelüsterner Anlauf so kläglich abgeschlagen wurde, dass sie noch kein Drittel der gesammten Stimmenzahl auf ihr Banner sammeln konnten, allen Einflüssen der sozialen und politischen Machthaber zum Trotz, möchten freilich diesem verhassten Symbol der Volkssouveränität, dessen Bedeutung in der Arbeiterklasse mehr und mehr erkannt wird, ein Ende bereiten. Aber das Zentrum muss mit den hinter ihm stehenden proletarischen und kleinbürgerlichen Massen rechnen, die noch von der Kulturkampfzeit her demokratisch-oppositionelle Neigungen hegen. Und so sehr es anderwärts seinen früheren Bestrebungen den Abschied gegeben hat, so kann es doch einem Wahlkampfe, den es unter der Parole: Schutz dem Wahlrecht! geführt hat, nicht die Beseitigung eben dieses Rechtes folgen lassen. Wohl aber dürfte es gewissen Beschränkungen des Rechts geneigt sein, und in dieser Beziehung sind wir vor einer Beschneidung der Volksrechte nicht geschützt.

Im Uebrigen wird das Zentrum für eine agrarische Verschlechterung unserer Zollgesetzgebung und für die Militär- und Marineforderungen der Regierung zu haben sein. Rechnet man dazu, dass es seine sozial-reformerischen Forderungen von ehemals im „staatsmännischen“ Geiste der Hertling und Genossen modifizirt hat, dass es für jede Beschränkung der wissenschaftlichen und Geistesfreiheit im Sinne seiner Umsturzforderungen von 1895 eifrig eintreten wird und dabei mit den Konservativen beider Fraktionen, den Polen und Antisemiten die Mehrheit bildet, so darf man auf starke wirthschaftliche und politische Rückschrittmassregeln, daneben auf einige sehr bescheidene, theilweise direkt fragwürdige sozialpolitische Reformmassregeln gefasst sein. Die Zeit der grossen parlamentarischen Kämpfe ist vorüber. Neben der Sozialdemokratie giebt es keine ernsthafte Opposition von Bedeutung mehr. Die geringe Stimmenzahl der freisinnigen

Fraktionen wird durch die geringe Zahl ihrer Wähler nicht gehoben, durch die traurigen Mittel, denen sie vielfach ihren Sieg mit reaktionärer Hülfe verdanken, an Bedeutung noch herabgedrückt. Und die übrigen bürgerlichen Parteien wetteifern um die Regierungsgunst, wetteifern um die fettesten Brocken, die sich aus dem politischen Fleischnapf für die in ihnen vertretenen Schichten und Kliken herausfischen lassen. So werden die politischen Verhandlungen in die Ministerzimmer und an die Hofstafel verlegt, und der Parlamentarismus wird zum Kinderspott, wie er es etwa in Bayern mit seinen zwei „grossen“ konkurrierenden Regierungsparteien schon lange ist.

Uns darf das recht sein. Bedeutet es doch nur die weitere Abwirthschaftung unserer Gegner. Was das Parlament uns heute sein kann, das wird es bleiben: ein Schutz gegen ein gewisses äusserstes Maass der Volksbedrückung und des Absolutismus, im Uebrigen eine Stätte wirksamster Agitation in den Massen. Wenn auf jeden reaktionären Schlag ein revolutionärer Gegenschlag in Form grundlegender und doch sofort durchführbarer Verbesserungsvorschläge kommt, wenn rüchhaltlos und unbekümmert um den „parlamentarischen Brauch“ die Reichstagstribüne benützt wird, zu sagen, was ist, ohne Ansehen der Person, wenn unsere Abgeordneten sich immer neu erfüllen mit dem gewaltigen Ernste der geschichtlichen Aufgabe, die ihnen als den Sendboten der grössten Kultur- und Freiheitsbewegung der Geschichte obliegt: dann wird die parlamentarische Arbeit eine unversieglige Kraftquelle, ein nie versiegendes Reservoir von Arbeitsstoff für die Gesamtpartei werden, die sich würdig einfügt in den grossen Befreiungskampf, den wir führen.

Wenn!

Vorstehende Ausführungen beweisen, wie hoch ich die parlamentarische Thätigkeit selbst unter so ungünstigen Verhältnissen anschlage, und ich weiss, welche Summe von Fleiss und Sachkunde auf diese Arbeit verwandt wird. Aber ich habe doch die Empfindung, dass es nothwendig ist, hier die schärfste Selbstkontrolle und Kontrolle durch die Partei zu üben. Allzu nahe liegt die Gefahr, in dem Bewusstsein, dass unter den obwaltenden Verhältnissen doch kein wirklicher Erfolg zu erzielen ist: entweder auf einen unfruchtbaren, negativen Radikalismus zu verfallen, der sich mit leeren Tiraden begnügt — diese besteht heute wohl nicht oder sich einzugewöhnen, und, da man die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen voraussieht, sich mit mehr formell gemeinten Verwahrungen zu begnügen und im Uebrigen den Parlamentarismus, der hier eine Posse ist, wie eine ernsthafte Sache, die in sich einen Werth hat, zu behandeln. Und diese Gefahr, d. i. die Gefahr der Verflachung und Abschwächung der Bewegung, besteht.

Eine Partei wie die unsere kann auf dem parlamentarischen Boden, wie er bei uns vorhanden ist, in zwei Fällen Erfolge erzielen. Entweder äussere, wenn sie bei gleichmächtigen streitenden Parteien das Zünglein an der Waage bildet. Davon ist heute und wohl für immer keine Rede mehr, da das alte Schlagwort von der einen reaktionären Masse von den herrschenden Parteien immer mehr zum Wahrwort gemacht wird. Oder moralische und agitatorische, wenn sie der kleinen Gesellschaft, die dort

durch skrupelloseste Ausnutzung ihrer sozialen und staatlichen Macht auf Grund eines brutal fälschenden Wahlsystems, bei Ausschluss von drei Fünfteln des mündigen arbeitenden Volkes vom Wahlrecht, die Sitze des Parlaments okkupirt, entgegentritt als Vertreterin der wahrhaft Berechtigten, die durch List und Gewalt ausgeschlossen sind vom Rechte und von der Macht. Die Sozialdemokratie, die nur knapp ein Siebentel der Reichstagsitze einnimmt, vertritt weit über ein Viertel der deutschen Wähler und in Wahrheit die Mehrheit des deutschen Volkes. Das ist unser Rechtsboden gegenüber dem papierenen, durch Bajonette gestützten der gefälschten und fälschenden Dokumente. Und er ist unverlierbar.

Dazu aber bedarf es der engsten Fühlung mit den wahrhaft lebendigen Kräften des Volkslebens. Und diese fehlt heute oft genug. Der Stillstand in Berlin ist kein zufälliger und kein vereinzelter. Er beruht zum Theil auf Mängeln der Organisation, ganz gewiss, und die Organisation muss mit noch grösserem Eifer und noch grösserer Zähigkeit als bisher ausgebaut und reformirt werden. Der Hauptgrund aber ist, dass eben jener Zusammenhang zwischen der politischen Führung und dem, was antreibenden Kräften im Volksleben vorhanden ist, nicht genügend vorhanden ist. So lange es möglich ist, dass das führende Parteiorgan, das als Materialsammlung vielfach vorzüglich ist, die wichtigsten Erörterungen über Partei-, Gewerkschafts-, taktische und andere Fragen ausschliesst, sich sozusagen als offizielles Amtsblatt betrachtet, das der gläubigen Schaar der Parteigenossen nur die ex cathedra für bekömmlich erklärte Speise vorzusetzen hat: so lange wird es an dieser Fühlung und diesem Leben fehlen. Wiederum aber ist auch solche Verknöcherung nur ein Zeichen, dass das politische Leben, dessen Form und Ausdruck die Litteratur sein soll, selbst stockt und ungenügend pulsirt. Und das geschieht, weil ihm die rechte Nahrung fehlt. Die Politik ist nur eine Bethätigungsform der sozialen Kräfte. Eine Konzentration auf den politischen Weg der Lösung grosser sozialer Aufgaben ist nur möglich in dem Augenblick einer Krise, die zur raschesten Lösung hineilt, oder unter der Einwirkung einer Illusion, die einen baldigen entscheidenden politischen Sieg verheisst. Je weiter dieser Alpengipfel in die Ferne zu rücken scheint,<sup>4)</sup> — und die bisherige Entwicklung verheisst uns in etwa 25—30 Jahren die Mehrheit, nicht früher — umsomehr erlahmt der Fuss des Wanderers, der so und so oft mit der „handgreiflichen“ Nähe der letzten Ziele, deren Verwirklichung „jeder der Anwesenden noch erleben wird“ (so dem Sinne nach Bebel 1891 in Erfurt) genarrt worden ist. Nein, sagen wir uns als Wanderer ruhig, wie weit wir noch zur Höhe hinan haben, und lernen wir, die kleinen Erfolge achten und darum erstreben, ohne ihre Bedeutung im einzelnen Falle zu überschätzen.

Ein Aufschwung wie der von 1890 lässt sich nicht kurzerhand machen. Auch die agitatorische Kraft und Begeisterung ist Wirkung und Symptom tiefer liegender sozialer und geistiger Veränderungen. Aber sehr viel kann der Wille und die Einsicht unter allen Verhältnissen. Die Geschichte wird allerdings von den Menschen gemacht, und um so sicherer

<sup>4)</sup> Vergl. Seite 53 des Handbuches für sozialdemokratische Wähler, wo eine sehr eigenartige Theorie des Optimismus wider bessere kritische Einsicht gepredigt wird.

und erfolgreicher, je genauer ihre kritische Einsicht in die Entwicklungsbedingungen ist. „Die Momente des politischen Kampfes auf die Spitze treiben,“ wie die Sächsische Arbeiter-Zeitung es empfiehlt, mag wohl zu momentanen Erfolgen, muss schliesslich aber zu Rückschlägen und zur Erschlaffung führen. Kraftvolle Arbeit beruht nicht auf Ueberspannung der Kräfte. Wohl aber setzt sie ihre allseitige Anspannung und Ausnützung voraus.

Weil wir nicht die heutige Gesellschaft durch einen baldigen Sieg über den Haufen werfen können („wir werden das Gesindel gelegentlich wegfeigen“, hiess es vor 10 Jahren einmal im Züricher Sozialdemokrat. Bernstein hat die Reaktion auf diesen Ueberschwang deutlich genug erfahren), darum müssen wir den Weg suchen — nicht uns behaglich in ihr einzurichten, welche Gefahr übrigens mit einem gedankenlosen Parlamentarismus ebensowohl einhergeht wie mit einem gedankenlosen Gewerkvereins- und Konsumvereinswesen oder einer ins Kleinliche gezogenen Kommunalpolitik, sondern uns Schritt für Schritt und unter Ausnutzung aller dieser Mittel in die Höhe zu arbeiten und damit bereits dem endlichen Ziele, dem wir zustreben: der Vereinigung aller politischen Macht im Volke, aller wirtschaftlichen in den Händen der Arbeitenden, näher zu kommen. Dieser Weg ist der der praktischen wirtschaftlichen Arbeit und der vertieften theoretischen Diskussion: Kommunalpolitik, Gewerkschaftswesen, Konsumgenossenschaftswesen, und daneben eine Disziplin in Freiheit, die keine Meinung auf dem gemeinsamen Boden ausschliesst, und die immer das Ziel einer freien sozialistischen Gesellschaft, keines zentralistisch-bureaukratischen „Zukunftsstaats“, bereits heute im Leben der Partei darzustellen sucht. Wirtschaftlicher und geistiger Kampf — dann als Zusammenfassung, als äussere Lebensbethätigung aller dieser Befreiungsbestrebungen der politische und parlamentarische: das muss die Devise der Arbeiterbewegung sein. Und in diesem Sinne bedeutet jeder Erfolg einen Schritt zum Siege, jeder Misserfolg einen Anlass ernster Selbstprüfung zur Begründung neuer, dauernder Erfolge.

Wir haben eine schwere Aufgabe: sozial arbeiten innerhalb der bestehenden Ordnung, ohne politisch mit ihrer unentwickelten, verkümmerten Ausdrucksform, dem pseudoparlamentarischen und weit mehr als halb absoluten Staate, zu paktieren. Darum müssen wir unermüdlich die Organisation der Arbeiterklasse, des Kerns und der Masse unseres Heeres, auf politischem wie auf wirtschaftlichem Gebiete betreiben. Und wir müssen gleichzeitig die Formel suchen, die es ermöglicht, ohne Verkümmern der technischen und sozialen Vorwärtsentwicklung auch den Bedürfnissen der noch nicht und vielleicht auch in keiner Zukunft proletarisirten Elemente des arbeitenden Volkes Rechnung zu tragen. Die Aufgabe ist schwer, aber nicht unlösbar. Und wenn wir uns hüten vor Dogmatismus am unrechten Platz, vor Verkümmern der freien Geistesarbeit, vor Ueberschätzung des äusseren, oft nur scheinbaren Erfolgs und Unterschätzung der langsam und unscheinbar, aber tiefgreifend und für die Dauer wirkenden Faktoren der wirtschaftlichen Kampfes- und Neubildungsarbeit, dann kann uns die Einsicht wie die Kraft zu ihrer Lösung

nicht fehlen. Noch sind die Begriffe im Fluss. Aber die Masse beginnt sich zu klären. Und die Revision der theoretischen und taktischen Grundlagen unserer Arbeit, zuletzt unseres Programms, wird nicht mehr lange aufgeschoben werden können.

Noch loht die alte Flamme, die tausende unserer Genossen in Bitternissen und Verfolgungen erleuchtet und erwärmt hat. Welche Partei könnte Zeugnisse aufweisen wie den greisen Audorf, der als Sterbender zur Wahlurne gewankt ist, wie unsern Genossen Martikke, der von der Rednerbühne ins Todtenbett sank, wie den Solinger Genossen, der einen blinden und einen lahmen Nachbarn für die Ehre der Partei zur Wahl gebracht hat? Und noch sind es Tausende, die zur freiwilligen Arbeit ohne Lohn, unter Mühen und Gefahren bereit sind. Fürwahr ein Material, wie keine Feldherrnkunst je ein besseres gehabt hat! Möge die Nachwelt es bezeugen, dass es nicht nutzlos vergeudet, sondern zum Siege, zur planvollen, tiefwirkenden und hochstrebenden Arbeit verwandt worden ist.

## Katholisch.

Von

Sabine Mahr.

(Köln.)

Was ist katholisch, worin besteht das Zielstreben, das Wesen des Katholizismus? Seit dem Crefelder Katholikentag mit seiner überlauten Siegesfreude, die schon mehr alle Kennzeichen eines Rausches aufwies, liegt diese Frage in der Luft.

Katholisch ist die Stellvertretung Gottes auf Erden. Katholisch ist das Mittlerthum, das zwischen Gott und das Geschöpf tritt. Katholisch ist der vornehme, aristokratische Gott, der sich hinter Wolken zurückzieht. Katholisch ist die Rangordnung der Geschöpfe dieses Gottes, der von ihm erschaffenen Menschen in solche, die sich seines unmittelbaren Verkehrs erfreuen, und solche, die nicht gut genug zum unmittelbaren Verkehr mit Gott sind. Katholisch ist der ferne Gott, der die Sünden seiner Menschen nicht selbst kennt und nicht selbst vergiebt, sie durch Mittler kennen lernt und durch Mittler vergiebt. Katholisch ist der Priester-Gott auf Erden, der nahe priesterliche Mensch, der die Stelle und die Macht des fernen Gottes bekleidet. Katholisch ist der Ersatz Gottes durch den Priester. Hierin sehe ich das spezifisch Katholische; was sonst noch das katholische Wesen ausmacht, ist sekundär, ist Folge und Ausfluss dieses Urprinzips.

Wer Sünden vergeben kann, der übt ein Herrscheramt aus und ist gewaltig. Denn furchtbar lastet die Sünde auf dem Gemüth des Menschen und drückt ihn darnieder. Den Begriff der Sünde haben alle uns bekannten Zeiten, wenn auch dieser Begriff wandelbar ist. Je roher die Triebe noch waren, um so nothwendiger die Festsetzung der Strafe für das, was dem wachsenden Geschlecht schädlich schien, desto grausamer auch diese Strafe — im Diesseits, und da das Diesseits nicht ausreichte, auch im Jenseits. Im Jenseits strafft der allwissende Gott auch das, was der kurzsichtige, sterbliche Richter nicht strafen kann. Und straft der irdische Richter nur zeitlich, mit einer länger oder kürzer währenden Tortur, so ist die Qual, die der ewige Richter auferlegt, unter Umständen auch ewig. Nun aber, welcher Mensch ist sündenfrei? Welcher also ist frei vor der Angst der Sünde? Keiner. Also ist auch Keiner sicher vor der Strafe des ewigen Richters. Und mit ihm kann man nicht reden. Man muss abwarten bis zum jüngsten Gericht. Dann aber ist es zu spät, dann erfolgt die Verurtheilung, dann muss gezahlt werden für die irdische kurze Sündenlust. Wo ist Rettung? Wo ist zunächst Erleichterung? Im Bekenntniss. Und siehe da! welches Glück: Demjenigen, dem die Sünde bekannt wird, dem ist von

Gott selbst die Kraft übertragen zu „binden und zu lösen auf Erden und im Himmel“. Die Macht Gottes ist auf ihn übergegangen, jener gefürchteteste Theil der Gottesmacht. Und mit ihm, dem Menschen, kann man sich verständigen. Man kann sich von ihm Lebensregeln geben lassen, damit die Sünde vermieden wird, man kann ihn durch Demuth versöhnen, wenn man ungehorsam war, man kann ihn sogar durch Geschenke begütigen, wenn er zürnt. Und alles thut man gern; denn das Furchtbarste nimmt er ja von dem belasteten Gemüth: die Angst vor dem Unbekannten. Der Mensch ist wieder der Sorglosigkeit, der Fröhlichkeit gegeben, an der Schönheit hat er wieder Theil. Fort mit der Strenge, fort mit dem Gedanken! Der frohen Sinnlichkeit werde ihr Recht.

Das ist die katholische Priesterschaft: sie hält ab von dem schuldigen Menschen die Gottesstrenge, Gottes strafende Rächerhand und macht ihn zum fröhlich-gedankenlos unverantwortlichem Kinde. Und wie dankbar ist dieses sinnenfrohe Kind seinem Priestergott. Seine Dankbarkeit äussert sich im blinden Gehorsam, die Freude der Unverantwortlichkeit führt zum zweifellosen, kritiklosen Glauben. Man gehorcht und glaubt so gern, man kann so sorglos und unverantwortlich sein. Und Gehorsam und Glauben gewinnen die Stärke des Fanatismus; die ganze Existenz hängt ja davon ab. Man versinkt ins Nichts, sobald dieser Boden entzogen wird. Katholisch, das ist: Priesterfurcht und Priesterherrschaft, Antikritizismus, Sinnenfreude und Fanatismus.

Was sonst auch der Durchschnits-Katholik sei: er hat Furcht vor dem Pastor, er ist sinnenfroh und glaubensfanatisch. Ist er das nicht, so verdient er auch den Namen Katholik nicht mehr, oder er ist Katholik nur mehr dem Namen nach. Furcht vor dem Priester: denn der Priester ist es, der ihn absolvirt oder nicht absolvirt, der ihm also die ewige Seligkeit eröffnet oder ihn der ewigen Verdammniss preisgibt; antikritisch: denn er ist beruhigt im Glauben, und die Wissenschaft, die nicht mit dem Glauben übereinstimmt, ist ihm ein Irrwissen; sinnenfroh: denn er hat sich des Zweifels begeben, die ewige Seligkeit ist ihm sicher, nun kann er sich der frohen Stunde des Daseins freuen, soweit es ihm seine körperlichen Kräfte, Geld und Gesundheit erlauben.

Das fröhlichste Völkchen, zugleich das katholischste, in ganz Deutschland wohnt am Rhein. Gleichfalls ist das katholische Bayern von einem sorglos heitern, wenn auch derben Volksschlag bewohnt. Die niemals ganz in der menschlichen Natur zu unterdrückende Kritik beschränkt sich — da sie sich den letzten Dingen gegenüber beruhigt hat — darauf, den lieben Nächsten besonders auf seine Mängelchen hin, aufmerksamer in Augenschein zu nehmen. Und wenn dieser aufmerksamen Beobachtung selbst weder der Herr Pastor noch auch dessen Jungfer Köchin entgehen, so schadet das der Ehrfurcht nicht im mindesten, „bleibt er dennoch der Herr Pastor“. In Bayern ist Sigl der klassische Repräsentant dieses spezifisch katholischen „Kritizismus“.

Wenn Protestant und Jude sagen: über die letzten Dinge nachdenken führt zum Wahnsinn, so sagt der Katholik: über die letzten Dinge nachdenken ist Sünde. Und immer hat der Katholizismus, „die wenigen, die was davon erkannt, . . . gekreuzigt und verbrannt“. Wo giebt es einen grossen katholischen Kritiker? Lessing, Kant und Marx wären als Katholiken undenkbar. Dagegen die sinnenfrohe Schaar der Künstler grosse und grösste katholische Repräsentanten aufweist: Mozart, Beethoven, Rafael, Murillo sind katholische Künstler. Und hat man bei Nennung des Namens Beethoven unter den katholischen Künstlern kein ganz besonders gutes Gewissen, und wird man sich fast zugleich auch bewusst, worin das antikatholische Moment bei Beethoven liegt, nämlich in dem Reflektirten seines Schaffens, so tritt Einem um so deutlicher entgegen, welche Eigenschaft das Katholische in der Kunst überhaupt ist: das Naive, das rein Empfindungsmässige. Allerdings vielleicht das Beste in aller Kunst. Die katholische Kunst ist naiv, ist ganz Empfindung. Und darum erreicht der katholische Künstler so Hohes, wo immer er sich dieser Naivität, dieser Empfindung ganz überlassen darf: im Kirchlichen.

Die schönsten Bilder katholischer Künstler sind Muttergottesbilder, Pietäs; in der Architektonik zeichnen sich die Kirchen durch hohe Schönheit aus. Und wenn die Bildhauerei des westlichen Europa so spät zur Entwicklung gelangt, so mag das daran

liegen, dass das Christenthum — hier also der Katholizismus — nichts wissen will von einer plastischen Darstellung, die ihre Engel, Heiligen etc. ohne Hülle zeigt. Die katholische Herrschaft verkirchlicht die Freude am Schönen, den Genuss, organisirt sie kirchlich. Auch der Kultus des Schönen muss im „Dienst der Kirche“, d. h. unter der Oberaufsicht der Priesterschaft, vor sich gehen. Poetischeres kann es nicht geben, als ein Frühlingsfest, wenn die Menschen im Festgewand durch die lachenden Fluren, durch die geschmückten, mit Blumen bestreuten Gassen der Dörfer ziehen, wo vor jedem Hause Birken- und Buchenmaien ihre grünen Aeste breiten, wo Guirlanden und Kränze zierlich von Haus zu Haus sich winden; bunter Teppich- und Fahnschmuck die Farbenfülle erhöht, und über allem ein blauer Himmel sich weitet. Solcher Frühlingsfeste feiern wir zwei in katholischen Gegenden, aber sie heissen: Himmelfahrt und Frohnleichnam, und die geputzten Menschen, die reihenweise daherziehen, singen fromme Lieder, beten katholische Gebete und sinken vor improvisirten Altären nieder, wo der Priester das Weihrauchfass schwingt. -- Und der Karneval! Vierzig Tage dauert die Fastenzeit vor Ostern, sie bedeutet für den Katholiken eine Zeit der Enthaltung. Aber der Abschied von der Lust, die Vorbereitung auf die Enthaltung, dauert dreimal so lange wie diese selbst, ist die geräuschvollste, ausgelassenste, ausschweifendste Zeit des Jahres. Nur in katholischen Gegenden und Städten gedeiht der Karneval, selbst die Ausschweifung muss für den Katholiken kirchlich eingerichtet sein. Und die Kirchweihen! Auf den Sterbetag desjenigen Heiligen, dem die betreffende Kirche geweiht ist, werden sie gefeiert, aber sie dauern drei Tage und dann noch den Nachkirmes-Sonntag. Tanz, Trinken, Buden, Kinderspiele — in protestantischen Gegenden heisst einfach Volksfest oder Jahrmarkt, in katholischen muss es unter der Sanktion des Heiligen und der Kirche stehen. Und die Wallfahrten? Sie sind kirchlich organisirte, grosse fröhliche Spaziergänge und Reisen. Und die Ausstellung heiliger Gewänder und sonstiger Reliquien? Man weiss, wie neben der Frömmigkeit dabei Schönheit und Lebensfreude zu ihrem Rechte kommen.

Sieht man sich nach der Wirkung um, prüft man, wie es in den katholischen Ländern Europas aussieht, so muss man sagen: nicht zum Besten stehts dort. Spanien in der tiefsten Tiefe angelangt, Italien mit seinen Hungerrevolten und inneren Wirren vor dem Bankrott: Und Frankreich? Es hatte sein Sedan, sein Panama und hat nun seinen Dreyfus-Skandal. Und Oesterreich? Zum mindesten ist doch kein Fortschreiten zu bemerken, und wenn man den nationalen Streitigkeiten dort auch nicht zu hohe Bedeutung beimisst, so ist doch der Ton wie sie ausgefochten werden, beklagenswerth, ebenso sind die galizischen Judenverfolgungen Symptom eines Tiefstandes der Zivilisation. Priesterherrschaft und Priesterfurcht, Kritiklosigkeit, Willenlosigkeit, Unverantwortlichkeit und Sinnenfreude scheinen also doch nicht das für den menschlichen Fortschritt geeignetste zu sein. Denn in den genannten Ländern hat der Katholizismus die Herrschaft und damit Gelegenheit, zu zeigen, was er kann. Und was konnte er? Die Länder zum Verfall bringen. Es kann garnicht zweifelhaft sein, dass der Katholizismus antikulturell, antizivilisatorisch ist. Sähen wir es auch nicht an seiner Wirkung, erfahrungsmässig, wir müssten es aus seinem Wesen dennoch logisch folgern. Denn gross geworden ist das Menschengeschlecht nur durch Opposition und Kritik, und der Katholizismus ist Kritiklosigkeit und Gehorsam. Jene Kritik, die den Willen zum Guten weckt und Zorn und Hass des Schlechten, die etwas rein Menschliches ist, die den steten Aufwärtsgang des Menschengeschlechts, den steten Zug nach dem Ideal verbürgt und die zu unterdrücken deshalb Sünde ist, soziale Sünde. Die heimliche Gerichtsbarkeit des Katholizismus aber, der Beichtstuhl, scheint anzudeuten, dass der Katholizismus den sozialen Charakter der Sünde, überhaupt und mancher Sünden insbesondere nicht anerkennt. Diese heimliche Gerichtsbarkeit liefert den Sünder seinem Geheimrichter aus.<sup>1)</sup> Diese heimliche Gerichtsbarkeit ist zugleich Quelle und Ausdruck der Priesterherrschaft. Alle Sühne, alle Gerichtsbarkeit sollte öffentlich sein.

<sup>1)</sup> Das heimliche Gericht der Ohrenbeichte hat einen ganz ordnungsmässigen Instanzen-gang: der Sünder predigt dem Pastor, dieser bringt die Sünde vor den Bischof, der Bischof bringt sie vor den Papst, der Papst endlich zu Gott.

Denn alle Gerichtsbarkeit kann nur eine Kritik an dem Individuum sein, ausgeübt durch die Oeffentlichkeit, und da muss die Oeffentlichkeit dem Individuum eine Kritik der Kritik gestatten. Beide Arten der Kritik schliesst der Katholizismus aus; bei ihm ist die Gerichtsbarkeit rein autoritär und spielt sich ab zwischen dem Sünder und seinem Priestergott. Dieses heimliche Gericht, die Ohrenbeichte, an sich eine Rückständigkeit, eine Unkultur, eine Barbarei, eine Folter, züchtet auch die seelische Rückständigkeit, Unkultur und Barbarei. Wie aber andererseits die unbedingte katholische Hingabe an das Dogma die geistige kritische Arbeit lähmt, das ist zu bekannt, als das ichs ausführen müsste. Wie stand, wie steht der Katholizismus einem Galilei, einem Kopernikus, einem Darwin gegenüber! Der Katholizismus ist das Beharren und Erstarren, Stillstand und Tod.

Und dennoch ist er in Deutschland zur Blüthe gelangt, und der geängstete Protestantismus ergiesst sich in Klagen. Wie denn das?

In Deutschland hat der Katholizismus seit der Reformation eine ganz unkatholische Eigenschaft entfalten müssen: den Willen. Immer in Rivalität mit der Sezession, war er stets auf dem *Qui vive*. Nun kam Bismarck und schmiedete mit seinen Majgesetzen zusammen, was vielleicht noch locker war in der Organisation, in der Opposition des Katholizismus. Seit den Majgesetzen haben die Katholiken vier neue Heilige: die beiden Reichensperger, Mallinckrodt, Windhorst. Das sind keine sanften Heiligen der Ergebung, das sind Kämpfer und Vorbilder des Kampfes. In den bösen Tagen des Kulturkampfes sah der Katholik, wie man seine Priestergötter in die Gefängnisse warf und ins Exil trieb, da wurde aus dem willenlosen Gläubigen, der gewohnt ist, alles von diesem Priester zu empfangen, ein willenskräftiger, selbstbewusster Gebender, einer, der sich erhob, um für seine Priester die Freiheit zurückzuerobern. Damals wurde der deutsche Katholizismus unkatholisch und erstarkte. Und diese neukatholisch-unkatholische Eigenschaft: der Willen, schuf sich einen Ausdruck, einen Körper, eine Körperschaft: das Zentrum. Das Zentrum repräsentirt in Deutschland den katholischen Willen. Man nennt es die ausschlaggebende Partei in beiden Häusern, Reichstag und Landtag. Der katholische Willen ist in Preussen-Deutschland ausschlaggebend: wahrlich dieser katholische Willen ist eine Macht. Und noch in anderer Weise wurde der Katholizismus in Deutschland gedrängt, partiell unkatholisch zu werden.

Im „Schoosse der Mutter Kirche“ findet die Seele des Gläubigen Ruhe, jedoch der Sorge für den Leib ist der Gläubige darum nicht enthoben. Aber sich um den Kampf ums Dasein kümmern, ist nicht Sache der „Mutter Kirche“. Mag doch Jeder zusehen, wie er satt werde, die Sorge der Kirche ist „nicht von dieser Welt“. „Sehet die Lilien auf dem Felde“ u. s. w. ist ihr Standpunkt.

Nun trat der Sozialismus auf und hatte bald eine zahlreiche Gefolgschaft.

Als bald hatte man auch Anzeichen dafür, dass der anschiegbare Katholizismus sich — wenigstens in Deutschland — der neuen Weltanschauung anzupassen suchte.

Konnte man bis dahin die Taktik des Katholizismus — die natürlich der Weltanschauung des Katholizismus entsprach — auf die Formel ziehen: Die Seele rette! Der Leib mag verderben! Der Geist ist nicht da! — so begann auf einmal der Katholizismus auch die Sorge für den Leib in den Bereich seiner Obliegenheiten zu ziehen: Der Katholizismus wurde sozialreformativ. (Das war schon vor dem Kulturkampf, es sei an den bedeutsamen Namen Ketteler erinnert.) Und immer mehr sozialreformerisch wurde der Katholizismus, je bedeutsamer ihm die Gefahr erschien, die ihm vom Sozialismus her drohte. Diese dem Katholizismus so ganz entgegengesetzte neue Weltanschauung, die nichts von der Autorität erwartete, sondern alles von der Gleichheit; nichts vom Glauben, alles von der Kritik; nichts vom Beharren, alles von der Entwicklung; die sich nicht an die Sinnenfreude wandte, sondern an die Erkenntniss, und wenn sie die Sinnenfreude auch nicht perhorreszirt, so doch ihre werbende Kraft für sich selbst verschmäht; die keine Sündenvergebung durch einen Priestergott will, sondern die Naturnothwendigkeit des alten grausam furchtbaren Gesetzes: „Ich will Deine Sünden bestrafen bis ins dritte und vierte Glied“ aufs Neue entdeckte; und die das andere ebenfalls alte *Mens sana in*



corpore sano dahin varirirte, dass nur von einer Sanirung der Produktion- und Distribution die Gesundung der Psyche zu erwarten sei, und gerade das Letztere, der Umstand, dass die neue Lehre, die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse, die Beseitigung des Nothstandes verhies, das dünkte dem Katholizismus gefährlich. Und da passte er sich an und wurde wiederum unkatholisch. Wie gern er aber katholisch bliebe, dass sieht man daran, dass die Vertreter des Katholizismus in einer Gegend, dahin der Sozialismus noch nicht gedrungen, niemals, auch heute noch nicht, sozialreformatorisch auftreten, seien die Schäden auch noch so krass; wenn nur die Seelen gerettet, d. h. katholisch bleiben, lässt man dort gerne Alles in süsser Ruhe. Sobald aber der Sozialismus Anstalt macht, in ein katholisches Gebiet einzudringen, wird der Katholizismus sozialreformatorisch. Und blieben doch so gern, ach! so gern stockkatholisch. Nur, dass selbst diejenigen Leiber in denen die frommst-katholischen Seelen wohnen, anfangen, so pretentiös zu werden, sich gegen den Hunger zu sträuben. Und ist alsdann der nichtsnutzige Sozialismus mit seiner Ansteckungsgefahr in Sicht, na dann . . . . .

Ja, er hat selbst den Katholizismus ange-steckt. Freilich bis in dessen Urwesen hinein konnte er nicht dringen: die katholische Priesterherrschaft ist so gesund wie jemals. Wird sie jemals kränkeln und sterben?

Wer weiss! Ich möchte die Frage bejahen. Der Katholizismus kann sehr wohl noch weiter unkatholisch werden. Hat er das Dasein, d. h. die Forderungen des Leibes neben den Ansprüchen der Seele als berechtigt anerkennen müssen, so kommt vielleicht auch einmal die Stunde, da das Volk ebenso laut und drohend nach geistiger Speise verlangt, wie heute nach Brod. Alsdann wird der Katholizismus sogar das Vorhandensein des Menschengeistes nicht mehr ableugnen können. Alsdann wird sich der Katholizismus abzufinden haben mit der Wissenschaft.

Aber alsdann wird er aufhören, Katholizismus zu sein: die Priestergötzen sinken in den Staub, mit ihnen, vor ihnen der Instanzenzug des heimlichen Gerichts. Denn die Wissenschaft ist nun einmal so geartet, dass sie nicht paktirt; sie ist Wirklichkeit — ein Titelchen weniger oder mehr verträgt sie nicht, sie hört dann eben auf, zu sein, giebt ihr Wesen auf, ist nicht mehr Wirklichkeit, nicht mehr Wissenschaft — darum kann sie nicht paktiren. Verlangen die Menschen erst nach Wissenschaft, nach Wirklichkeit, kriechen sie hervor aus den dunklen schützenden Höhlen des Aberglaubens, dann sind sie erstarkt, dann öffnen sie die gehorsam blinden Augen dem Licht des Tages, dann werden sie immer mehr erstarken in der Sonne der Kritik. Und eben vor dieser Kritik sinken die Priestergötzen in den Staub.

Das kann noch lange währen. Gewiss. Aber der Anfang vom Ende ist dennoch da. Vom „Reformkatholizismus“ hörten wir in den letzten Tagen, von einem Reformkatholizismus, der Ergebnisse der Wissenschaft nicht mehr abzuleugnen, sondern der sich ihnen anzupassen habe. Dieser sei alsdann die Religion, die Weltanschauung der Zukunft.

Mit Allem kann sich der Katholizismus abfinden, nur nicht mit der Wissenschaft. Katholizismus, d. h. Priestergötzenschaft, und Wissenschaft verhalten sich zu einander wie Dämmerung und Tag. Nebel und Sonne — wo das eine ist, kann das andere nicht sein und nicht bleiben. Ein Reformkatholizismus wird aufhören, Katholizismus zu sein.

Es giebt Leute bei uns Sozialisten, die, etwas geärgert durch das Geschrei der katholischen Herrschaften von der Unempfänglichkeit katholischer Gegenden dem Sozialismus gegenüber, diesen katholischen Herrschaften gerne abgucken möchten, wie „sie's machen“. „O, mög' uns der Himmel bewahren!“ lasst uns mit des Trompeters Margarethe singen. Den Katholizismus mit seinen eigenen Waffen bekämpfen, ist wahrlich nicht schwer. Wir wenden uns an die Jugend, d. h. an die Unreife, und sorgen, dass sie ewig Jugend, d. h. Unreife bleibe. Wir schaffen eine Autorität, wecken den Fanatismus, wenden uns an die Schwärmerei und die Sinnenfreude. Voilà! Dana haben wir „die Jugend“, lauter jugendliche Qualitäten. Aber wir verschmähen das, — verschmähen es an diese Eigenschaften der Jugend zu appelliren. Wir wenden uns lieber an ihre Thatkraft, an ihren Freiheits-

drang, an ihren Wahrheitsdurst, an ihren Idealismus, an ihren Schönheitssinn, an ihre Daseinsfreude. Und diese Daseinsfreude sei uns der schöne Götterfunken, und kein büssender Aschermittwoch folge den Ausschreitungen des Fleisches. Wir wollen die Sinne der Jugend nicht kitzeln, ihr Hirn nicht betäuben, ihr Auge nicht blenden. Wir wollen die Jugend gesund, ihr Hirn stark, und ihr sehendes Auge soll erkennen, uns erkennen. Wird uns die Gefolgschaft der Jugend darum etwas weniger schnell, so wird sie uns um so sicherer.

## Welche Bedeutung hat die Wissenschaft für die Bestrebungen des Sozialismus?

Eine praktische Frage.

Von

Julian Borchardt.

(Brüssel.)

### I.

Ueber das Ziel und die Absichten des Sozialismus sind die Meinungen seiner Anhänger bekanntlich durchaus nicht ungetheilt. Gar mancherlei Ansichten existiren darüber und gar mancherlei Gründe sind es, die den Einzelnen veranlassen, sich Sozialist zu nennen.

Indessen kann man doch gewisse allgemeine Grundzüge auffinden, die allen Sozialisten gemeinsam sind und an denen sich abmessen lässt, ob Jemand ihnen zuzurechnen ist oder nicht.

Dass wir Alle mit den heutigen Zuständen der Gesellschaft unzufrieden sind, ist selbstverständlich. Das sind aber andere Leute auch. Ja, man kann sagen, das ist jeder Mensch. Der Grundbesitzer wünscht die Zeiten des Mittelalters zurück, der Zunftmeister verwünscht die Grossindustrie, die ihn in seinem Erwerbe schädigt, und selbst der Grosskaufmann, der noch am ersten zufrieden sein könnte, fühlt sich dadurch gestört, dass in der Gesellschaft so viel Bestrebungen nach Aenderung — sei es in reaktionärem, sei es in fortschrittlichem Sinne — existiren.

Also die Unzufriedenheit an sich ist noch kein Zeichen des Sozialismus. Aber fragen wir uns genau, womit ein Sozialist eigentlich unzufrieden ist.

Da ist es in erster Linie das ungeheure und so weit verbreitete materielle Elend, das uns drückt. Viele von uns spüren es am eigenen Leibe. Wir mühen uns ab von früh bis spät, wir thun mit Redlichkeit unsere Pflicht und mehr, und verdienen doch kaum so viel, um uns und unsere Familie zu ernähren. Und selbst, wenn das gelingt, so leben wir in beständiger Sorge um den kommenden Tag. Wer heute zu essen hat, weiss nie, ob er es auch morgen haben wird. Und so vergeht unser Leben ohne eigentlichen Genuss; all unsere Zeit, all unsere Kraft gehen auf in dem fort dauernden Quälen um das elende bische Brod. Jeder höhere Genuss, jede edlere Beschäftigung ist uns versagt, Tag für Tag müssen wir ins Joch, nur um das Essen und Trinken zu haben.

Dazu kömmt der Anblick unserer Brüder, die es noch schlechter haben, als wir; der Anblick jener Tausende, die noch nicht einmal das bische Brod

verdienen können, das wir haben, und die wir allmählich im Elend verkommen sehen. Der Anblick Jener, die trotz Arbeitswilligkeit keine Arbeit finden können, dabei tiefer und tiefer sinken, bis sie zuletzt auch die Arbeitsfähigkeit verlieren, und im Verbrechen verkommen; oder auch Jener, die schon im Verbrechen geboren sind und sich nie daraus erheben können.

All das drückt uns und quält uns: wir sind damit unzufrieden und möchten es ändern.

Indessen ist auch das noch nichts speziell sozialistisches. Jeder gute Mensch fühlt sich bedrückt, wenn er seine Mitmenschen leiden sieht, und jeden Menschen quält eigenes Leid. Und so giebt es auf der einen Seite sehr viel Menschen, auf denen das materielle Elend schwer lastet, die sehr damit unzufrieden sind, und die doch nichts weniger sind als Sozialisten. Und auf der anderen Seite giebt es auch gute Menschen, die selbst nicht materiell leiden, denen aber das Leid Anderer zu Herzen geht, die gern helfen möchten, die aber darum auch noch lange keine Sozialisten sind.

Allerdings verlangen wir mehr als Jene. Wir verlangen nicht nur genügendes Brod für alle Menschen, sondern auch sicheres Brod. Und wir verlangen, dass der Mensch, um genügendes und sicheres Brod zu haben, nicht ins Ungemessene arbeiten muss, sondern dass er dafür nur eine Arbeit zu leisten braucht, die ihm vollauf Zeit und Kraft lässt, das Leben auch zu geniessen. Er soll nicht nur Arbeitsthier sein, sondern von seinem Leben auch etwas haben. Und das unterscheidet uns schon sehr deutlich von den durchschnittlichen Wohlthätigkeits-Bourgeois, die uns genügendes, ja selbst sicheres Brod wohl zugestehen würden, die es aber als selbstverständlich ansehen, dass ein Arbeiter all seine Zeit und Kraft auf die Arbeit verwendet.

Vor Allem aber liegt der Unterschied darin, dass das materielle Elend überhaupt nicht das einzige ist, was den Sozialisten drückt; noch etwas anderes ebenso lästiges giebt es in der heutigen Gesellschaft, und das ist die persönliche Unfreiheit.

In der heutigen Gesellschaft ist mindestens die arbeitende Klasse nicht frei. Wir können nicht thun, was wir wollen. Auf Schritt und Tritt stossen wir auf Polizeiaufsicht, auf Bevormundung durch Behörden oder Arbeitgeber. Und das bedrückt uns. Wir fühlen uns dadurch in unserer Würde gekränkt und wollen es los sein.

Also sicheres Brod für Alle, für menschenwürdige Arbeit menschenwürdigen Genuss und Freiheit, das ist unsere Parole. Und dadurch unterscheiden wir uns ganz wesentlich von den bürgerlichen Menschenfreunden. Sicheres Brod wollen uns Jene auch zugestehen. Jeder gute Mensch wünscht, dass sicheres Brod Allen zu Theil werde. Auch menschenwürdigen Genuss würden sie uns schliesslich wohl gönnen, wenn das nur mit ihrem frommen Wunsch gethan wäre. Niemals aber wird uns der bürgerliche Menschenfreund die Freiheit zugestehen. Die Unfreiheit drückt ihn direkt nicht so sehr wie uns, er empfindet sie nicht so sehr als Uebel. Andererseits weiss er, dass sie mit dem Bestande der bürgerlichen Gesellschaft zusammenhängt. Er weiss, dass der Genuss des Kapitalisten nicht möglich wäre ohne dessen Kommando über die Arbeiter; ja, er meint sogar, dass der Genuss der Arbeiter selbst nicht möglich wäre ohne ihre Unterordnung unter den Kapitalisten. Und er weiss ferner, dass zur Erhaltung dieser „Ordnung“ Polizei und andere „Obrig-

keit“ nöthig ist. So hält er die Unfreiheit eher für etwas Gutes, mindestens für ein nothwendiges Uebel, und denkt nicht daran, sie aufzugeben.

Dieser Unterschied ist klar und in die Augen springend: der Bourgeois verweigert die Freiheit, die der Sozialist verlangt.

Und doch liegt in meinen letzten Ausführungen schon, dass dieser Unterschied, genau betrachtet, nur ein äusserlicher ist.

Denn der Bourgeois — ich rede hier nicht vom ausbeutungsgierigen Kapitalisten, sondern vom bürgerlichen Menschenfreund — verweigert ja auch die Freiheit nicht um ihrer selbst willen; ihm ist ja auch nicht die Unfreiheit an sich etwas Gutes, sondern nur, weil sie mit dem Bestande der bürgerlichen Gesellschaft unlöslich verknüpft ist. An dem Bestande dieser Gesellschaft aber will er nicht rütteln. Er will das Elend gern aus der Welt schaffen, aber die bürgerliche Gesellschaft will er beibehalten. Er glaubt also, dass innerhalb dieser Gesellschaft und während ihres Bestehens die Beseitigung des Elends möglich sei.

Und das glauben wir Sozialisten nicht. Wir glauben, dass, so lange die bürgerliche Gesellschaft in ihrer jetzigen Gestalt existirt, nicht nur die Unfreiheit, sondern auch das Elend fort dauern werden.

Und hier erst sind wir bei dem wahren inneren Merkmal angelangt, das den Sozialismus von allen anderen — nicht nur den bürgerlichen — Gesellschaftstheorien unterscheidet. Es ist die Ansicht über den Ursprung, über die Quelle, über den Grund unserer gesellschaftlichen Missstände.

Der Bourgeois glaubt, das Elend sei verschuldet durch die Schlechtigkeit der Menschen, nämlich in erster Reihe der ausbeutungsgierigen Kapitalisten, die in blinder Habsucht den Arbeiter fortwährend am Lohn drücken und ihm das zum Leben Nothwendige entziehen; und weiterhin durch die „Begehrlichkeit“ der Arbeiter, die Alles nur für sich verlangen, und da sie das nicht bekommen können, in ihrer Unzufriedenheit ihr Weniges auch noch in der Kneipe oder im Streik verbringen, und so ihre schlechte Lage auch noch verschlimmern. Er will deshalb solche Menschen moralisch bessern; die Kapitalisten sollen höheren Lohn zahlen und die Arbeiter sollen zufrieden sein, und auf diese Weise meint er, das Elend aus der Welt schaffen zu können.

Ebenso glaubt der Anarchist, unsere gesellschaftlichen Uebelstände seien verschuldet durch die Schlechtigkeit der Menschen, nämlich in erster Reihe der Arbeiter selbst, die sich Ausbeutung und Unfreiheit gefallen lassen; auch er erhofft deshalb Heilung von der moralischen Besserung der Menschen, derart, dass sie ihren gerechten Antheil an den Produkten der Arbeit sich nehmen und der persönlichen Freiheitsbeschränkung sich widersetzen.

Bourgeois und Anarchist haben also das gemeinsam, dass sie die Ursachen des sozialen Unglücks in der Schlechtigkeit der Menschen suchen und die Abhilfe demgemäss in der moralischen Besserung der Menschen zu finden meinen. Sie unterscheiden sich von einander dadurch, dass dem Bourgeois der Bestand der bürgerlichen Gesellschaft wichtiger ist als die Freiheit, während dem Anarchisten umgekehrt die persönliche Freiheit wichtiger ist als der Bestand der bürgerlichen Gesellschaft.

Wir Sozialisten aber sehen die Wurzel unserer gesellschaftlichen Uebelstände in den wirtschaftlichen Verhältnissen, genauer ausgedrückt, in der heutigen Produktionsweise, der kapitalistischen Produktionsweise, die auf der Lohnarbeit beruht.

Da dieser Aufsatz für einen sozialistischen Leserkreis bestimmt ist, so kann ich die Kenntniss unserer Lehren voraussetzen und brauche nicht oft Gehörtes noch einmal zu wiederholen. Um aber die Bedeutung der Wissenschaft für unsere Bestrebungen zu erkennen, erscheint es nöthig, den Begriff des Sozialismus selbst erst möglichst genau zu präzisiren. Deshalb muss ich doch die Umrisse unserer Ideen kurz angeben, obgleich es immer misslich ist und nothwendig Ungenauigkeiten mit sich bringt, wenn man ein so grosses Thema mit wenig Worten abthun muss.

Alles, was heute produziert wird, wird von Lohnarbeitern für Rechnung eines oder mehrerer Kapitalisten gemacht und ist zum Verkauf bestimmt. Das fertige Produkt gehört nicht dem, der es hergestellt, sondern dem Kapitalisten, der die Produktionsmittel dazu geliefert hat. Dieser aber will es nicht selbst verbrauchen, was ihm auch ganz unmöglich wäre, da die Fabrikation nicht auf seinen eigenen Gebrauch, sondern auf den Verkauf eingerichtet ist; er will es verkaufen, um Profit daraus zu ziehen. Die ganze kapitalistische Produktion geht überhaupt nicht darauf aus, nützliche Gegenstände herzustellen, sondern Profit zu machen oder Mehrwerth zu produziren. Nur indirekt werden nützliche Gegenstände gemacht, weil andere im Allgemeinen nicht verkäuflich sein würden. Häufig genug sehen wir aber auch, wie ganz unnütze Dinge fabrizirt werden, nur weil sie Geld bringen, und noch öfter müssen wir es erleben, dass die Herstellung wichtiger Dinge unterbleibt, weil daraus kein Profit zu ziehen wäre.

Jedenfalls ist die Absicht des Kapitalisten niemals, etwas Nützliches zu schaffen, sondern nur Profit zu machen, und zu diesem Zweck allein setzt er seine Maschinen und seine Arbeiter in Bewegung.

Da der Arbeiter nichts besitzt, auch keine Arbeitsmittel, so ist er für seinen Lebensunterhalt auf den Kapitalisten angewiesen, und eben dadurch geht ihm ein grosser Theil seiner persönlichen Freiheit verloren. Er arbeitet ja einzig und allein für den persönlichen Vortheil des Kapitalisten. Nichts existirt für ihn von jenem Adel der Arbeit, der in dem Bewusstsein treuer Pflichterfüllung besteht, in dem Bewusstsein, etwas Nützliches gethan zu haben. Sondern sein Lebenszweck in unserer kapitalistischen Weltordnung ist einzig und allein der persönliche Vortheil des Kapitalisten. Und da diesen der Kapitalist selber natürlich am besten wahrzunehmen weiss, so wird er zum Leiter der Produktion und hat zu befehlen. Will der Arbeiter nicht gehorchen, so erfüllt er seinen Lebenszweck nicht, und dann ist für ihn in der kapitalistischen Gesellschaft kein Raum: er muss verhungern. Hier liegt — nach unserer Anschauung — die wahre Ursache all der persönlichen Unfreiheit, die uns bedrückt.

Weiter. Da Ziel und Zweck der kapitalistischen Produktion einzig und allein die Produktion von Mehrwerth ist, so dreht sich auch Alles darum, den Mehrwerth recht gross zu machen. Der Mehrwerth ist aber der Ueberschuss des Produktenwerths über den gezahlten Lohn. Diesen Ueberschuss nach Möglichkeit zu erhöhen, muss deshalb das unablässige Streben des Kapitalisten sein. Und sollte dabei auch etwa sein eigener Wille erlahmen, so zwingt ihn doch dazu die Konkurrenz. Er kann ja, wie bereits angeführt, die von seinen Arbeitern hergestellten Produkte nicht selbst verbrauchen, sondern muss sie verkaufen; und um Käufer zu finden, muss er sie möglichst billig verkaufen.

Will er trotzdem Profit machen, so muss er — wohl oder übel — danach trachten, die Produktionskosten und folglich auch den Lohn seiner Arbeiter — im Verhältniss zur geleisteten Arbeit — zu verringern.

Ueberdies bleibt der Kapitalist stets in Gefahr, seine Waaren nicht zu verkaufen. Dann sind sie ihm völlig unnütz und er erleidet einen enormen Verlust. Will er nicht zu Grunde gehen, so muss er mit solchen Fällen rechnen und folglich stets danach trachten, aus denjenigen Waaren, deren Verkauf ihm glückt, möglichst viel Profit herauszuschlagen. Und da er nicht vorher wissen kann, welche Waaren er verkaufen wird und welche nicht, so muss er stets und bei jeder Gelegenheit darauf bedacht sein, möglichst viel Mehrwerth zu produziren, mit anderen Worten, für möglichst wenig Lohn möglichst viel Arbeit zu bekommen.

Daher all jene stets wiederholten Versuche der Kapitalisten, die Arbeitszeit zu verlängern, die Löhne zu drücken, die Arbeitskraft schärfer anzu-spannen, kurz, jener ganze Klassengegensatz, der, so lange diese Produktionsweise dauert, unfehlbar zum beständigen Elend des arbeitenden Volkes führen muss.

Dies sind natürlich, ich wiederhole es, nur die alleräussersten Umrisse unserer Anschauungen. Die Ausführung im Einzelnen und besonders der Nachweis, dass es wirklich so ist, gehört nicht hierher, sondern in einen Kursus der Nationalökonomie.

So sind also nach unserer Ueberzeugung das materielle Elend sowohl wie die Unfreiheit verschuldet durch unsere wirthschaftlichen Verhältnisse, genauer ausgedrückt, durch die heutige Produktionsweise, durch die Lohnarbeit. Und wer jene aus der Welt schaffen will, der muss die Lohnarbeit abschaffen.

Wir werden deshalb, unbeschadet aller sonstigen Anschauungen, für einen Sozialisten Denjenigen ansehen, welcher

1. das materielle Elend,
  2. die persönliche Unfreiheit
- aus der Welt schaffen will, und welcher
3. ihren Grund in der Lohnarbeit erblickt, und deshalb
  4. die Lohnarbeit abschaffen will.

Da aber dieser letzte Punkt alle anderen zur nothwendigen Voraussetzung hat, so kann man auch ganz kurz sagen: Sozialist ist, wer die Lohnarbeit abschaffen will.

## II.

Abschaffung der Lohnarbeit ist das Ziel des Sozialismus; die Gesellschaftsform, die wir erstreben, ist eine Gesellschaft ohne Lohnarbeit.

Es scheint mir nun selbstverständlich, dass ein Sozialist sich nicht damit begnügen darf, die Abschaffung der Lohnarbeit zu wünschen, sondern will er seines Namens würdig sein, so muss er ernstliche Schritte zur Verwirklichung des Ziels unternehmen.

Was kann der Sozialismus zur Erreichung seines Ziels thun? Was können wir thun, um die Lohnarbeit abzuschaffen? Das ist die Frage, um die sich Alles dreht und von deren Beantwortung unser praktisches Handeln abhängt.

Dass unsere heutige Gesellschaftsform auf der Lohnarbeit beruht, dass die Produktion gegenwärtig in Form der Lohnarbeit vor sich geht, das ist kein

Zufall. Es hat — wie Alles in der Welt — seine Ursachen. Und wer die Lohnarbeit abschaffen will, der muss zuvor diese Ursachen, die Lebensbedingungen der Lohnarbeit kennen: er muss wissen, woher es kommt, dass heute Alles in der Form der Lohnarbeit produziert wird. Dann erst wird er im Stande sein, zu erkennen, welche Eingriffe nothwendig und geeignet sind, die Lohnarbeit abzuschaffen.

Die Lohnarbeit gehört zu unseren wirthschaftlichen Verhältnissen; mit allen übrigen wirthschaftlichen Verhältnissen ist sie innig verknüpft und hat in ihnen ihre Wurzeln.

Damit ist die nächste Aufgabe des Sozialismus gegeben: er muss die wirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart gründlich, nach allen Richtungen hin und bis in ihre tiefsten Tiefen durchforschen, um darin die Ursachen und Lebensbedingungen der Lohnarbeit zu entdecken.

Eine solche Durchforschung aller wirthschaftlichen Verhältnisse ist keine leichte Arbeit. Sie erfordert einen ungemainen Aufwand an Zeit, Scharfsinn und Arbeitskraft. Wer es aber mit dem Sozialismus ernst meint, wem es wirklich ernstlich um die Befreiung der arbeitenden Klasse zu thun ist, der darf diese saure Arbeit nicht scheuen, sondern muss das Seinige dazu beitragen, dass wirklich alle Seiten des wirthschaftlichen Lebens gründlich klargelegt werden.

Diese Durchforschung aller wirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart ist die Aufgabe einer Wissenschaft: der Nationalökonomie.

Aber damit allein ist unser Zweck noch keineswegs erreicht. Wenn auch die Untersuchung der heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse nach allen Seiten hin beendet wäre — wie sie es nicht ist — so würden wir eben jene Verhältnisse, so wie sie jetzt sind, kennen. Nun wollen wir sie ja aber nicht beibehalten, sondern umwandeln; und eine solche Umwandlung macht sich nicht willkürlich, sondern folgt ebenfalls ganz bestimmten Regeln, die der Sozialist, wenn er wirkungsvoll eingreifen will, kennen muss.

[Fortsetzung im nächsten Heft.]

## Rundschau.

### Wissenschaft.

**Naturwissenschaft und Technik.** Die letzte Zeit ist sehr fruchtbar an Entdeckungen chemisch-physikalischer Natur gewesen, die um so auffälliger und wunderbarer erschienen, als sie unsere Atmosphäre betreffen, die man doch mit gutem Grunde als ziemlich genau bekannt annehmen durfte. Schon als vor drei Jahren ein bis dahin unbekannter Bestandtheil der Luft, das Argon, entdeckt wurde, erregte die Entdeckung das grösste Aufsehen, obwohl eine technische Verwendung des neuen Stoffes ziemlich ausgeschlossen erschien. Jetzt sind nun von Ramsay und Travers gleich drei neue Gase als integrirende Bestandtheile unserer Luft entdeckt worden.

Diese Entdeckungen sind jedoch nicht als zufällige zu betrachten, die aus irgend welcher Unachtsamkeit den früheren Forschern missglückt sind, sondern sie stehen im engsten Zusammenhange mit den neueren Fortschritten in der Behandlung der Gase und in der Erkenntniss ihrer Natur. Vor zwanzig Jahren etwa wurde der Begriff der permanenten Gase, die der Verflüssigung einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen, fallen gelassen. Schon 10 Jahre früher war der Begriff der kritischen Temperatur in die Physik eingeführt worden, indem man erkannte, dass jedes Gas oberhalb einer bestimmten, jedoch von Gas zu Gas verschiedenen Temperatur durch noch so hohen Druck nicht flüssig gemacht werden könne. Kohlensäure z. B., ein Gas,

das verhältnissmässig leicht in den flüssigen Zustand übergeht, bleibt auch bei den höchsten Drucken gasförmig, wenn die Temperatur höher als  $32^{\circ}$  ist. Schon damals vermuthete man, dass die sogenannten permanenten Gase nur deshalb permanent erscheinen, weil ihre kritische Temperatur so tief liege, dass sie mit unseren Mitteln nicht erreicht werden könne. Als es dann aber im Jahre 1877 Cailletet und Pictet gelang, zu Temperaturen von  $130-140$  Grad Kälte zu kommen, wurde Sauerstoff in flüssigem Zustande erhalten, und auch Wasserstoff erschien als ein feiner Nebel von kleinen Flüssigkeits-Bläschen.

In den letzten Jahren hat nun die Herstellung tiefer Temperaturen sehr erhebliche Fortschritte gemacht, und eine ganze Industrie hat sich an sie angeschlossen. Sauerstoff, Acetylen und andere Gase werden in grossem Maassstabe verflüssigt und gelangen, in starke eiserne Bomben eingeschlossen, zur Versendung und bequemen Benutzung. Auch die Medicin hat sich, besonders auf Anregung von Pictet, der tiefen Temperaturen bemächtigt, um bei gewissen Krankheiten Milderung und selbst vollständige Heilung zu erzielen. Wenn ein Mensch in einem Kälteschacht, in dem eine Temperatur von etwa  $110^{\circ}$  Kälte herrscht, seinen Körper der kalten Strahlung aussetzt, so ist es ja klar, das die Lebensfähigkeit zur Erzeugung der nothwendigen Blutwärme auf lebhafteste angeregt werden muss. Dadurch ist nun ein ausserordentlich günstiger Erfolg, namentlich bei Verdauungsbeschwerden, aber auch bei anderen Krankheiten, z. B. bei Nervenschwäche, herbeigeführt worden.

Durch Anwendung der tiefen Temperaturen sind auch die bisher unbekanntesten Gase in der Atmosphäre entdeckt worden. Bei  $192^{\circ}$  Kälte kann man die Luft selbst bei gewöhnlichem Druck in grösseren Mengen flüssig erhalten, und wenn man sie verdampft, also den Sauerstoff und Stickstoff wieder gasförmig entweichen lässt, so bleibt ein Rückstand, in welchem nur sehr wenig Argon enthalten ist, der vielmehr zum grössten Theil aus einem bis vor Kurzem völlig unbekanntem Stoffe besteht; der Entdecker Ramsay gab ihm den Namen Krypton.

Die beiden kurz darauf entdeckten Gase, das Neon und Metargon, wurden auf ähnliche Weise nicht aus der Luft, sondern aus Argon gewonnen. Eine grössere Menge Argon wurde in flüssigen Zustand gebracht, und aus dieser Flüssigkeit entwickelte sich ein Gas, das leichter ist, als Argon, und

offenbar auch einen höheren Siedepunkt hat, eben das Neon. Ausserdem aber schlagen sich an den Wänden des Gefässes, welches die Flüssigkeit enthielt, feste Krystalle nieder, die bei der Verdampfung des Argon als Rückstand übrig bleiben. Bei näherer Untersuchung erwies sich sie sich als ein Stoff, der mit dem Argon eine gewisse Aehnlichkeit und Verwandtschaft hat, z. B. hat er dieselbe Dichte; doch zeigt er ein durchaus anderes und sehr komplizirtes Spektrum. Seine Aehnlichkeit mit dem Argon führte zu dem Namen Metargon.

Ausser den Gasen, die in England mittelst der tiefen Temperaturen erhalten wurden, wurden auch in Frankreich und Italien neue Gase in der Atmosphäre gefunden. Zwei französische Forscher, Moisson und Delandres, untersuchten die Gase, welche das im Vacuum erwärmte Mineral Cerit aussendet, und fanden nach Beseitigung des Sauerstoffs im Spektrum des Gasgemisches ausser den charakteristischen Banden des Stickstoffes und den Helium- und Argonlinien noch einige neue, bisher nie beobachtete Linien. Auch das Spektrum der gewöhnlichen Luft zeigte, bei abnehmendem Druck untersucht, diese neuen Linien, wenn der Druck unter 1 Millimeter Quecksilber sank. Stärker erschienen die neuen Linien, wenn man die Luft durch Stickstoff ersetzte. Aus diesen und anderen Versuchen geht hervor, dass es sich hier nicht unbedingt um ein neues in der Atmosphäre enthaltenes Gas handelt, sondern möglicherweise um Linien, die dem Stickstoffspektrum zugehören, sobald dieses Gas unter besonders niedrigem Druck steht.

Dagegen sind unzweifelhaft bis jetzt unbekannteste Gase von einigen italienischen Gelehrten in den Dämpfen der Solfatara von Pozzuoli bei Neapel nachgewiesen. Der wichtigste dieser Bestandtheile ist das Coronium, jenes eigenthümliche Gas, das ein Hauptbestandtheil der bei totalen Sonnenfinsternissen auftretenden eigenthümlichen schönen Lichterscheinung ist, die unter dem Namen Corona bekannt ist. Ihr Spektrum zeigt eine helle grüne Linie, die bisher bei keinem irdischen Stoff gefunden wurde; da sie jetzt jedoch in den Solfatara-Gasen nachgewiesen ist, so ist auch Coronium unzweifelhaft in unserer Atmosphäre enthalten. Dass es bisher nicht gefunden wurde, liegt wahrscheinlich daran, dass dieses Gas viel leichter ist, als alle uns bisher bekannten Stoffe, und infolge dessen bis zu den äussersten, uns unzugänglichen Grenzen der Atmosphäre gestiegen ist.

Bt.